

Unser Pommerland

3. Jahrgang

1915

Nr. 6/7.

Verbandsorgan des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Meffenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins.

herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppe

Kriegsgebet.

Ludwig Hamann.

Herrgott da droben! Du lenkst die Geschehe,
Wir beugen uns willig dem strengen Gebot.
Was du uns schickst auch, wir müssen es tragen,
Bringt es für uns auch die bitterste Not.
Muß es denn sein, daß die Besten von Allen
Immer zuerst dem Tode verfallen?
Liebst du sie mehr, und nimmst darum sie gleich
Zu dir ins selige, himmlische Reich?
Wer überwunden, der ruhet in Frieden,
Der ja uns allen einmal beschieden,
Einmal naht jedem die heilige Stund',
Macht ihm die Rätsel des Todes kund.
Wütet der Weltbrand, stirbt Jugend und Schöne,
Raubet die Brüder und fordert die Söhne;
Bitter auch ist, wenn mit letztem Gebet
Ein Vater von seinem Kinde geht.
Herr Gott, da droben, sieh unsern Schmerz!
Tröste und Stärke der Verlassnen Herz!



Neuvorpommersche Jubiläums-Bedanken.

Von G. A. Bentlage, Greifswald.

Im Kriegskirm fast unbeachtet, beging Neuvorpommern mit Rügen (der heutige Regierungsbezirk Stralsund) die hundertjährige Zugehörigkeit zu Preußen. Große Festlichkeiten mit Denkmals- und anderen Weheseiern waren geplant, um darzutun, daß die Neuvorpommern gute Preußen geworden sind — allein das Schicksal hat es anders gewollt. Der Krieg hat allerdings auch Gelegenheit gegeben, die treu-preussische Gesinnung der Neuvorpommern zu beweisen: durch die Heldenthaten, die die Regimenter verrichtet haben, die sich aus Neuvorpommern rekrutieren. Es sei nur erinnert an die Tapferkeit der 42er (Stralsund und Greifswald), der 34er (Stettin), der 9er (Stargard), der 54er in Kolberg und vieler anderer Truppenteile, zu denen Neuvorpommern gehören. Neuvorpommerns Söhne haben mit ihrem Blut das Gelübde der Treue zum König von Preußen und Herzog von Pommern, das die Großväter und Urgroßväter vor hundert Jahren in Stralsund in die Hand des Oberpräsidenten von Pommern Staatsministers Frhrn. v. Ingersleben schworen, besiegelt.

Natürlich, Neuvorpommern ist unter der Herrschaft der Hohenzollern in den verflochtenen hundert Jahren „preussisch“ geworden, nur ist die Vorussifizierung noch nicht ganz durchgedrungen. Das sollte indes anlässlich der Hundertjahrfeier geschehen — wenigstens erhoffte man es — der Krieg hat es indes zuwege gebracht, daß die Abschaffung der noch in Geltung befindlichen Stadtrezeße und noch so manch anderer Zöpfe hinausgeschoben werden mußte. Um die Eigentümlichkeiten, die Neuvorpommern noch anhaften, zu verstehen, müssen wir etwas zurückgreifen.

Seit dem Beginn der Geschichte hat Vorpommern eine Sonderstellung in Pommern eingenommen. Im Mittelalter fand diese Sonderstellung ihren Ausdruck darin, daß Neuvorpommern die Linde „Pommern-Wolgast“ des Herzogtums Pommern bildete. Zwar war Neuvorpommern unter dem letzten Pommernherzog Bogislaw XIV. noch einmal mit dem übrigen Pommern unter einem Banner vereinigt, allein schon nach dem dreißigjährigen Krieg fiel es an die Schweden, die es etwa 170 Jahre gehalten haben. Die Schwedenzeit erlänate durch die Erbherabgung vom 16. November 1815 in Stralsund ihr Ende: damit kam Neuvorpommern wieder zu Deutschland, zu dem es

geographisch gehört. Vielleicht wäre Neuvorpommern erst viel später preussisch geworden, wenn nicht Schweden den westlichen Teil Pommerns an Dänemark hätte abtreten wollen. Männer wie Ernst Moritz Arndt (damals in Frankfurt a. M.), Professor Schildener in Greifswald, Fürst Malte zu Putbus und andere wehrten sich jedoch gegen diesen Gedanken, und so bekam der von König Friedrich Wilhelm III. längst gehegte Plan, Neuvorpommern auf friedlichem Wege zu erwerben, nicht nur neue Nahrung, sondern wurde auch zur Wirklichkeit. Am 4. und 7. Juni 1815 wurden von Hardenberg auf dem Wiener Kongreß die Verträge abgeschlossen, welche die Schweden endgültig aus Pommern verdrängten. Wichtig ist der Inhalt des Tractats vom 7. Juni für die Beurteilung der späteren Verhältnisse. Darin hieß es:

Der König von Schweden und Norwegen tritt für immer das Herzogtum Pommern und das Fürstentum Rügen mit allen Dependencen, Inseln, Festungen, Städten und Ländereien an den König von Preußen ab; mit der Festung Stralsund alle Artillerie und alle Kriegsvorräte, außerdem 200 Festungsgeschütze und 6 armierte Kanonenschaluppen. Die Domänen werden der preussischen Regierung zurückgegeben. Preußen zahlt dafür 3½ Mill. Thaler Preuss. Courant an Schweden. Ferner verpflichtet Preußen, alle Rechte und Privilegien anzuerkennen, besonders die Academie in Greifswald in ihren Einkünften und Bestand zu belassen.

Darin werden also alle aus der Schwedenzeit stammenden Rechte und Privilegien anerkannt. Bei der weiteren Betrachtung ist die Proclamation des Frhrn. v. Ingersleben vom 23. Oktober 1815 von Interesse. Es heißt darin:

Pommern und Rügier!

Euch ist die Trennung von Euren bisherigen geliebten Herrschern schwer. Seid überzeugt, mein König und Herr erbt Euer Gefühl, das Gefühl eines alten treuen deutschen Volkes, als sichere Bürgschaft Eurer künftigen Anhänglichkeit an Ihn und Sein Königlich-Haus. Er versichert Euch durch mich Seiner landesväterlichen Huld und Gnade und erwartet von Euch, den künftigen seinen Thron umringenden Kindern, Gehorsam, Liebe und Vertrauen. Er wird Euch schützen

mit dem kräftigen Arm, mit dem er Deutschlands Fesseln zerbrechen half und uns zur Deutschtum zurückführte, in welche jeder deutsche Mann seine höchste Würde setzt. Er sichert Euch für immer Eure wohl erworbenen Rechte, Privilegien und Freiheiten; gestattet Euch nach den bestehenden Tractaten freien Handel mit Großbritannien, Schweden, Norwegen und andern befreundeten Mächten; wird Euch überhaupt vollkommene bürgerliche Freiheit unter dem Gesetz gewähren; alle Hindernisse, die sich der wissenschaftlichen Kultur, dem Gewerbetriebe und dem Handel entgegenstellen, wegräumen lassen, und so gleichzeitig für Euer moralisches und physisches Wohl sorgen. Welch' eine schöne Aussicht in die Zukunft für Euch und Eure Nachkommen! Erringet und verdient die Segnungen des neuen Bundes, die ich Euch von ganzem Herzen wünsche.

Auch darin werden die „wohl erworbenen Rechte, Privilegien und Freiheiten“ garantiert. Diese Garantien waren notwendig, denn die heute vielfach verbreitete Meinung, die 115 000 Neuworpmern hätten sich mit jeder Faser des Herzens darnach gesehnt, Preußen zu werden, ist irrig. In den 170 Jahren der Schwedenherrschaft hatten die Bewohner Neuworpmerns schwedische Geräthe kennen gelernt und fühlten sich unter der milden Stockholmer Herrschaft durchaus wohl. Wichtig ist jedoch, daß es damals allgemein hieß, das Wiederhinzutreten zu Deutschland begünstige die politischen und allgemeinen Verhältnisse des Landes. Diese Hoffnung wurde aber nicht geteilt von den Städten, den Beamten und den Kaufleuten.

Die Städte besaßen viele Freiheiten, die ihnen von der fernen Regierung nicht beschritten wurden. Die Stadtverwaltungen hatten eine gelinde Angst vor dem preußischen Bürokratismus und begünstigten natürlich den schwedischen Schlenbrian. Da die Stockholmer Regierung bei der Abwesenheit des Landes keine Seide spinnen konnte und die schwedischen Kassen selbst immer leer waren, mußte sie die Zügel am Boden schleifen lassen, und das gerade war den Städten recht, um in ihrer Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit, die ihnen der schwedische Stadtreißer verleiht, nicht gestört zu werden. In den Greifswalder Magistratsakten ist die Bemerkung (vom Landrat Meyer herrührend) enthalten:

... Ich füge den aufrichtigen Wunsch hinzu, daß unsere Stadt unter der glorreichen Regierung unseres jetzigen neuen Landesherrn das Glück genieße, dessen sie sich unter der Königl. Schwedischen Landesherrschaft, von der wir uns nicht anders als mit Schmerz trennen können, zu erfreuen gehabt hat.

Welcher Art der Schmerz gewesen ist, geht aus den Akten zwar nicht mit Genauigkeit hervor;

es wird nur gellagt, „was und wie in dieser Angelegenheit verfahren und dabei vorgegangen ist, was jedem merkwürdig sehn und bleiben wird.“ Greifswald wollte wenigstens eine bindende Erklärung zwecks Bestätigung der Privilegien von der preußischen Regierung erlangen (die Proclamation vom 23. Oktober war noch nicht erschienen!) und war geneigt, vor der Erbhuldigung sogar eine Abordnung nach Berlin zum König zu entsenden, um dies zu erreichen. Wurde die Abordnung der Abordnung nach Berlin durch den Wortlaut der Jüngerlebenschen Zusicherung gegenstandslos, so ist das Verhalten der Greifswalder Stadtverwaltung doch für die damalige Stimmung des Landes bezeichnend.

Wie die Städte, so waren auch die Beamten nicht besonders erfreut über die Neugestaltung der Dinge. Bei der Huldigung in Stralsund am 16. November 1815 brachte es der Sprecher der „schwedischen Partei“ fertig, daß er seinen Gefühlen wie folgt Ausdruck verlieh: „Wir freuen uns aufrichtig, nach etwa 200 Jahren wieder an die deutsche Macht zurückzufallen; aber ich warzert und dank würde es sein, wollten wir all der Segnungen vergessen, die wir unter schwedischem Zeppter genossen: es war ein milder und Wohlstand erzeugender.“ Bei den Beamten galten eben nur die — lagen Unordnungen der schwedischen Regierung etwas.

Das „L. S.“ in einem Kreise auf den Regierungsverfügungen (Loco sigilli) pflegte man allgemein zu übersetzen mit „Lat'n jusen“ oder „Lügen sind's“. Die allerhöchsten Verordnungen waren ebenso schnell vergessen, wie sie erschienen waren. Die Ritter konnten schalten und walten, wie sie Lust hatten. Die Landstraßen waren weder durch Bäume, noch durch Gräben bezeichnet und bildeten bei Tauwetter ungläubliche Sumpf- und Wasserflächen. In den Städten war es nicht besser bestellt. Die Gasse lief mitten auf den Straßen und bildete im Winter oft halbsbrecherische Löcher. Daß diese paradisiischen Zustände ihre warmen Anhänger hatten, versteht sich von selbst. Ein niedliches Geschichtchen von den damaligen Zuständen entrollt Arnold Ruge, der in seinen Lebenserinnerungen schreibt:

Bei einem Gericht in F. (Frauzburg?) kam es einmal vor, daß der Gerichtsdirektor die Akten eines Angeklagten verlegt hatte. Der arme Mensch war lange Zeit vergessen und in seiner Zelle vergraben gewesen, als der Herr Direktor zu seinem eigenen Entsetzen zufällig den verhängnisvollen Papierstoß entdeckte und dann ausrief: „Was fangen wir nun mit ihm an?“ Einer der Beisitzer gab darauf den salomonischen Rat: „Wir müssen ihn laufen lassen und froh sein, wenn er nichts sagt.“ Das wurde dann wohl auch befolgt, denn Zeitungen, die so etwas gerügt hätten, gab es damals noch nicht. — Derselbe Gerichtsdirektor, übrigens ein

Ehrenmann, wurde von den preussischen Behörden (nach der Uebnahme) nach dem benachbarten Städtchen B. (Barth?) geschickt, um nachzusehen, wie die Gelder der Unmündigen verwaltet würden. Sein Besuch kam den Herren in B. sehr ungelegen. Sie fügten sich indes und mußten sogar den „Depositenkasten“, die Kasse der ihnen anvertrauten Mündelgelder, aufschließen. Er hatte aber nicht nur keinen Inhalt, sondern — gar keinen Boden, die Gelder wurden besser benutzt: die Herren spekulierten damit. Ich habe oft von dem B.'er Depositenkasten gehört, der keinen Boden gehabt hat.

Aber nicht nur die Beamten, sondern auch die Kaufleute gingen mit gemischten Gefühlen zu den neuen Verhältnissen über. Auch sie fürchteten, daß ihnen durch die straffe preussische Markt- und andere Ordnungen mancher Profit entgehen würde, der ihnen bis dahin bei den alten Mißbräuchen in den Schoß fiel.

Anderer die Bauern! Ihnen war es gleichgültig, ob sie preussisch oder schwedisch regiert wurden. Bekannt dürfte sein, daß, als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, die rügenischen Bauern mit ihrer Freiheit unzufrieden waren und die Rückkehr zu dem alten Zuständen verlangten. Bei der Suldigung in Stralsund hatte man indes das Bedürfnis, neben den Rittern auch die Bauern vertreten zu sehen. In späteren Zeiten erzählte man sich über das Verhalten der Bauern bei dem Suldigungsmahl allerlei lustige Geschichten, um ihre politische Unreife zu beweisen. So soll ein Bauer beim Herumreißen von Eis einen großen Löffel zum Munde geführt und sich in die äußerste Verlegenheit gebracht haben. Ein anderer Bauer soll die Weinblätter beim Nachtsch mit verzehrt haben. Ferner erzählte man damals von einer rügenischen Bauernfrau, daß sie ihre Kaffeebohnen wieder zurückgebracht hat, weil sie trotz langen Kochens nicht weich wurden und auch nicht als Schweinefutter zu gebrauchen seien. —

Alle diese Zustände ließen sich nicht mit einem Schlage ändern. Erst durch systematische Arbeit mußte Preußen dahin wirken, das neuworbene Gebiet fester an Preußen zu knüpfen. Trotzdem ist Neuworppommern recht stiefmütterlich behandelt worden, sodaß es in der Entwicklung anderen Landesstellen gegenüber zurückgeblieben ist. Bei der ersten von Preußen vorgenommenen Volkszählung (1816) zählte Neuworppommern 125 988 Einwohner. Nach 50 Jahren (1864) war die Einwohnerzahl um 87 153 Personen gewachsen. Dagegen beträgt das Wachstum in den letzten 50 Jahren (bis 1910) nur 14 007 Personen. Man kann nicht annehmen, daß das langsame Wachstum Neuworppommerns in der letzten 50 Jahren durch Geburtenrückgang oder vermehrte Sterblichkeit zu begründen sei. Man muß vielmehr nach anderen Gründen suchen. Diesen Gründen wird man näher

kommen, wenn man das Wachstum von Stadt und Land miteinander vergleicht. Die Städte Neuworppommerns weisen, wie Mar Radtke kürzlich im „Straß. Anz.“ nachwies, folgende Bevölkerungsbewegung auf:

	1816	1864	1910
Barth	3872	6001	7505
Bergen	2085	3685	4146
Damgarten	849	2025	1646
Franzburg	676	1585	1526
Garz	1156	2219	1960
Greifswald	7337	16910	24679
Grimmen	1658	3185	4037
Glückow	997	1988	1969
Lassan	1252	2590	2110
Loitz	1650	3921	3846
Richtenberg	998	2150	1696
Stralsund	19096	24457	33988
Trübsees	1673	3647	3394
Wolgast	4053	6637	8211
	42352	81000	100713

Einen Rückgang haben demnach vornehmlich die kleinen Landstädte: Damgarten, Franzburg, Garz, Glückow, Lassan, Loitz, Richtenberg und Trübsees in den letzten 50 Jahren aufzuweisen, während die größeren Städte — verhältnismäßig den größten Zuwachs hat Greifswald zu verzeichnen — zugenommen haben, jedoch auch nicht in dem Maße, wie in den ersten 50 Jahren unter preussischer Herrschaft.

Auch die ländliche Bevölkerung hat, wie die Bewohnererschaft der Landstädte, in den letzten 50 Jahren abgenommen. Die vier Landkreise weisen folgende Bevölkerungsbewegung auf:

	1816	1864	1910
Franzburg	44061	71422	42189
Greifswald	31195	55069	41179
Grimmen	22598	39483	36954
Rügen	28134	47147	48159
	125988	213121	168481

Der starke Rückgang der Landkreise Franzburg und Greifswald erklärt sich zunächst durch das Ausscheiden der Städte Stralsund und Greifswald. Nach Abrechnung der städtischen Bevölkerung beträgt die Einwohnerzahl der ländlichen Ortschaften der neuworbene Gebietsstelle im Jahre 1816: 88636, 1864: 132121 und 1910: 123435 Einwohner. Während also in den ersten 50 Jahren die Einwohnerzahl um 48485 Personen zunahm, trat in den letzten 50 Jahren eine Verminderung von 8686 Personen ein.

Es bleibt demnach als Tatsache bestehen: Das blatte Land und die kleinen Landstädte haben in den letzten 50 Jahren an Einwohnern abgenommen, während die Städte eine bescheidene Zunahme erfahren haben, die

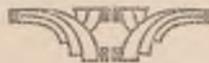
nicht dem Wachstum in den ersten 50 Jahren entspricht.

Die Gründe dafür sind leicht zu finden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Großgrundbesitz ungeheuer gewachsen ist. Zahlen können dafür beigebracht werden, dies wurde hier jedoch zu weit führen. Es mag die Feststellung genügen, daß sowohl der freie, wie der geordnete Besitz, auch der der Städte und der der Universität Greifswald z. T. erheblich gewachsen, z. T. nicht zurückgegangen ist. Ohne Vorurteilung von den Verhältnissen kann man sich machen, wenn man bedenkt, daß von den rund 400 000 Hektar Gebiet Neuvorpommerns allem 21,2 Prozent fideikommissarisch gebunden sind, und zwar ist über die Hälfte erst in den letzten 50 Jahren festgelegt worden. Daher sind die Wünsche, die anlässlich des Jubiläums Neuvorpommerns laut wurden, namentlich auf eine energischere Besiedelungstätigkeit in Neuvorpommern gerichtet; nicht nur Bauern, sondern auch Kriegsteilnehmer wünscht man in allen politischen Kreisen in Neuvorpommern angestellt. — Vielleicht kann dann der Fehler, der dadurch begangen wurde, daß die preussische Bauerngesetzgebung erst sehr spät auf Neuvorpommern ausgedehnt worden ist, wieder gut gemacht werden.

Es wäre jedoch verkehrt, wollte man die Ursache in dem geringen Bevölkerungswachstum der letzten 50 Jahre einzig und allein darin suchen, daß der Großgrundbesitz zu stark gewachsen ist. Der Seehandel und die See-Industrie sind auch nicht in dem Maße gestiegen, wie es im Interesse des Landes gelegen hätte. Die Verkehrsverhältnisse liegen, namentlich wenn man an die Badeorte denkt, noch sehr im argen. Daneben wäre noch eine ganze Reihe von Wünschen zu nennen, die Staat und Reich unerfüllt gelassen haben. Die noch in Geltung befindlichen schwedischen Stadtrezesse, die eines modernen Rechtsstaates unwürdig sind, schreien geradezu nach einer Aenderung, damit die künstliche Niederhaltung des Stadtwesens beseitigt werde. Ist es unter diesen Umständen verwunderlich, daß die Neuvorpommern sich als ein Anhang von Groß-Pommern ansehen? Ist es — nach dem Angeführten — verwunderlich, daß die Greifswalder Stadtverwaltung am 25. Oktober 1815, als hier

ein Schreiben der neuen Regierung zu Stralsund anlangte, das zum erstenmal mit dem Adlerwappen und der Umschrift „Königl. Preuß. Pommersche Regierung zu Stralsund“ gesiegelt war, der atemlos belegbaren Hoffnung Ausdruck gab, „unsere Provinz“ (Neuvorpommern) möge eine eigene Regierung erhalten? Und ist es ferner verwunderlich, daß eben dieser Wunsch, Neuvorpommern möchte eine eigene Provinzialregierung zueilen werden, anlässlich des Jahrhundertjubiläums wiederholt wurde? Neuvorpommern hat nicht den wirtschaftlichen Aufschwung und nicht die Blüte erreicht, die das übrige Pommern oder andere preussische Landesteile erreicht haben. Mehrere Jahrzehnte hatten die Neuvorpommern gehofft, daß die Wiederkehr des hundertsten Jahrestages der Erbhuldigung zu Stralsund ihnen die drückendsten Lasten von den Schultern nehmen würde. Es hat nicht sollen sein.

Trotzdem — oder gerade nun erst recht — haben die Neuvorpommern jetzt bewiesen, daß unerfüllte Wünsche sie nicht abhalten, dem Staat in seiner Not beizustehen. Als der Krieg im Vorjahr begann, verzichtete man sofort darauf, das geplante Kaiser Wilhelm-Denkmal in Stralsund ausführen zu lassen; man verzichtete — dem Ernst der Zeit entsprechend — auf Feste und Feierlichkeiten und ferner auf die Neuzerung von Jubiläumswünschen. Nur die sozialen Jubiläumsprojekte (das Säuglingsheim in Greifswald, das Genesungsheim in Stralsund und das Siechenhaus in Putbus) wurden fertig gestellt und, soweit sie nicht Lazarettzwecken dienen, ihrem eigentlichen Zweck zugeführt. Den Treuschwur, den das ehemalige „Leibregiment der Königin“ (jetzt Jüsilier-Regiment „Königin Viktoria von Schweden“ Nr. 34 in Stettin) und das „Infanterie-Regiment v. Engelbrechten“ (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 33 „v. Engelbrechten“) am 23. Oktober 1815 in Stralsund getan hatten, nämlich von nun ab dem König von Preußen (und nicht mehr dem König von Schweden) treu zu dienen, haben sie während des jetzigen Weltkrieges erneuert besiegelt. Hundert Jahre Preußen, haben die Neuvorpommern, unter denen es noch so viele schwedische Namen gibt, gezeigt, daß sie bereit sind, die fünfshundertjährigen Hohenzollern-Dynastie hoch zu halten mitten im Weltkrieg. Das Staatswohl haben sie vorangestellt, aber auf ihre eigenen Interessen werden sie sich wieder bestimmen, wenn die Zeit dazu gekommen ist.



Der Nordische Krieg

in den deutschen Ostseegebieten (1711—1720) in Quellen dargestellt.

Von Ludwig Bener, Kgl. Seminarlehrer

(Schluß.)

Art. 5.

Nicht weniger wollen Se. Königl. Maj. in Preußen und des Herrn Administratoris Fürstl. Durchlaucht die Festung Stralsund und die Insel Rügen wider feindlichen Anfall zu bedecken, auch desfalls die nordischen Allirten von allem feindlichen Angriff durch entsprechende Mittel abzuhalten suchen, in dessen Entstehung aber unter einander ein zulängliches Bündnis machen, wie allenfalls diese beiden Orter gleich den Festungen Wismar und Stettin gehörig verteidigt und von feindlichem Angriff befreiet werden können.

Art. 6.

Bestimmungen über den Unterhalt der Truppen in den beiden Festungen und des Civiltregiment in denselben.

Art. 7.

Se. Königl. Majestät in Preußen verpflichten sich, daß Sie durch Dero Vermittelung und nachdrücklicher Einwirkung es dahin befördern wollen, daß der Frieden im Norden auf vernünftigen Bedingungen aufs förderksamste erfolgen möge.

Art. 8.

Im übrigen finden Se. Königl. Maj. in Preußen billig, daß das fürstliche Haus Gottorp von den bisher erlittenen schweren Kriegsungelegenheiten befreiet und in völligen Besitz und Genuß seiner Lande wieder gesetzt, auch demselben wegen des bei der bisherigen Unruhe erlittenen großen Schadens billige Genugthuung gegeben werde.

Es wollen auch Se. Königl. Maj. in Preußen mit der Krone England, Kurbraunschweig und den Generalstaaten der Vereinigten Niederlande forderksamst in ein Bündnis treten und dem Kriegszustande in obbesagtem fürstlich holsteinischem Lande ein Ende zu machen, auch nebst gedachten Mächten bei der Krone Dänemark nachdrücklich fordern, daß selbige von allen ferneren Feindseligkeiten wider das fürstliche Haus abstehen und insbesondere die Blockade von Tönningen aufheben möge.

Im Fall aber jetzt erwähnter Mächte Beitritt in ein solches Bündnis sich verzögern möchte, so verpflichten sich Se. Königl. Majestät in Preußen, daß

Sie für sich alleine einen Ernst zur Sache tun und, um nicht nur die Blockade von Tönningen aufzuheben, sondern auch des fürstlichen Hauses Wiederherstellung zu bewirken, alle dazu dienlich erachteten und erforderlichen Mittel anwenden wollen.

Art. 9.

Die Ratifikationen über diesen Traktat sollen längstens innerhalb vierzehn Tagen allhier in Berlin ausgewechselt werden.

Dessen zu Urkund sind von diesem Traktat zwei gleichlautende Originale ausgefertigt und von beiderseits dazu bevollmächtigten Ministern unterschrieben worden.

So geschehen Berlin, den 22. Juni 1713.

C. De Dhona. M. S. v. Prinz. Jgen. Bassewitz.
(L. S.) (L. S.) (L. S.) (L. S.)

1. Separatartikel.

Gleichwie Sr. Königl. Majestät zu Schweden durch die Besetzung und Erhaltung der Festungen Wismar und Stettin, wie auch durch die Bedeckung der Festung Stralsund und der Insel Rügen ein gar beträchtlicher Dienst geleistet wird, auch dannerhero nicht zu zweifeln ist, daß Se. Königl. Majestät zu Schweden solches mit reellem Dank gegen Se. Königl. Majestät in Preußen zu erkennen bereit sein werden, also wollen des Herrn Administratoris Fürstl. Durchlaucht Ihr äußerstes tun, um Se. Königl. Majestät zu Schweden dahin zu disponieren, daß Dieselbe in solcher Erwägung und um Se. Königl. Majestät in Preußen zu noch mehrerer Freundschaft und Beihilfe zu verbinden, Deroselben die Stadt und Festung Stettin mit dem dazu gehörigen Distrikt völlig überlassen und abtreten mögen.

2. Separatartikel.

Se. Kgl. Majestät in Preußen versprechen auch hierdurch zu desto mehrerer Bezeugung der dem fürstlich gottorpschen Hause zutragenden Freundschaft, daß, wenn die jezo regierende Königl. Schwedische Majestät ohne Sinterlassung kronsfähiger Vetter besarben versterben würde, höchstgedachte Se. Kö-

nigl. Ma'jestät sodann des jungen Herrn Herzogs von Holstein Gottorp Durchlaucht durch alle zu reichende kräftige und vorher mit einander zu vereinbarende Mittel zu seinem auf diesen Fall habenden Successionsrecht verhelfen und bei solcher Krone und seinen holstein-gottorpschen Erblanden nachdrücklichst und mit Effekt behaupten wollen.

Des Herrn Administratoris Durchlaucht aber versprechen hiermit auf das verbindlichste und bei fürstl. Ehren und Glauben für sich und im Namen des oben genannten jungen Herrn Veters, daß alsdann und wenn die schwedische Krone solchergestalt auf den jungen Herzog oder dessen Descendenten über kurz oder lang übergehen wird, Sie Sr. Königl. Ma'jestät in Preußen oder Dero alsdenn habenden Nachfolger an der Krone und Kur die Stadt und Festung Stettin samt dem ganzen Stettinischen Distrikt, die Peene entlang bis an Wolgast incl. erb- und eigentümlich auf immer überlassen und abtreten, auch des von der Krone Schweden an der Neumark und Hinterpommern beanspruchten Rechtes der Nachfolge und der davon abhängigen Eventualhuldigung Etch gänzlich begeben wollen.

T r a k t a t
welder
zwischen
Sr. Königl. Majestät in Polen einerseits
und
dem Herrn Administrator zu
holstein-Gottorp Durchl.
anderseits
wegen der Königl. Schwedischen
Vorpommerischen Lande
den 20. August 1713
getroffen worden.

Wiewohl zwischen dem Kgl. preussischen und dem Hochfürstl. gottorpschen Hofe gewisse Magazine, die Wiederherstellung des Ruhestandes in dem heiligtgen römischen Reiche und besonders in den ober- und niederjächsischen Kreisen betreffend, getroffen worden, aber, da die in Pommern kommandierenden schwedischen Generale nicht daren willigten, sich wieder zerschlagen, die Nordischen Alliierten hierauf auch die festen Plätze in Vorpommern angegriffen haben, so hat dennoch des Herrn Administratoris Hochfürstliche Durchlaucht, in der Meinung, daß der Friede vielleicht auf andere Art zu Stande gebracht werden könne, Sr. Königl. Ma'jestät von Polen in solcher Absicht eine Eröffnung gemacht. Se. Kgl. Majestät und Se. Durchlaucht haben sich über folgende Punkte verglichen:

Es treten nämlich

1.

Se. Königl. Majestät von Polen tritt in die Stelle Sr. Königl. Majestät von Preußen und verpflichten sich zu Demjenigen, was sonst dem preussischen

Hofe obgelegen hätte und sind auch bereit, noch ein weit Mehreres in Werk zu setzen, genießen aber dahingegen auch alle Vorteile, so sich jetzt gedachter Hof in den Artikeln des mit Gottorp gemachten Traktates ausbedungen.

Da nun ferner

2.

Wegen anhaltender Opposition der schwedischen Generale das Werk mit Ernst und Nachdruck angegriffen werden muß, dazu aber wie zum Unterhalt der zu den Operationen nötigen Truppen große Unkosten erfordert werden, so verpflichten sich des Herrn Administratoris Durchlaucht, eine Summe von 200 000 Thalern, sobald sie nur wieder in den Besitz der Schleswig-Holsteinischen Lande gesetzt, herzuschicken.

3.

Da aber die Krone Schweden einen großen Vorteil aus diesem Werke ziehet, indem ihr die vorpommerschen Lande samt den einzunehmenden Festungen hierdurch erhalten und nach künftig geschlossnem Frieden in dem Stande, wie sie bei der Eroberung oder Einnehmung sein werden, wieder eingeräumt werden sollen, so kommen die beiden Vertragschle enden überein, die zu den Operationen vorzunehmenden Kosten von Schweden zurückzahlen zu lassen. Auch das Land sowohl als auch die Festungen nicht eher zu räumen, als bis alles von Schweden vergütet sein wird; wie sie sich denn hiermit in solcher Absicht kräftigst verbinden, über diesen Punkt geschlossen vorzugehen und die Ausführung, wobei beide für einen und einer für beide eintritt, dergestalt zu treffen, daß wenn die Krone Schweden demaleinst Mittel finden sollte, den einen oder den andern der vertragsschle enden Teile abzuwinden, selbtger dennoch so lange bis der andere gleichfalls zufriedengestellt sein wird, die eingenommenen schwedischen Lande und Städte nicht ver-lassen soll.

4.

Weiter wollen Se. Königl. Ma'jestät von Polen die Sache dahin zu richten suchen, daß die zu Stettin sowohl als die zu Stralsund befindliche schwedische Besatzung, wosern die Festungen nur nicht mit stürmender Hand erobert werden, eine ehrenhafte Kapitulation erhalten und eine jede aus ihrem Platze direkt nach Schweden transportiert werden möge; wie denn auch der Bürgerschaft im geringsten keine Gewalt geschehen, sondern ein jeder bei dem Seinigen gelassen und geschizet, ihnen auch keine Brandschatzung abgefordert werden soll.

5.

So wollen auch beide Vertragsschließenden die Festungen Stettin und Stralsund, wenn sie erobert, jede mit vier und zwar zwei Kgl. polnische und zwei Fürstlich Gottorpsche Bataillone besetzen und dazu keine anderen als ihre eigenen keineswegs aber einer andern Macht zugehörige Truppen gebrauchen.

6.

Auch in den erwähnten Plätzen zwei Offiziere von gleichem Grade zu Gouverneurs ernennen, auf gegenwärtigen Vergleich in gemeinschaftliche Pflicht nehmen lassen und dahin instruieren, daß sie in dem Kommando und Ausgebung der Parole einen Tag um den andern wechseln; in wichtigen Vorfällen aber keiner ohne des andern Vorwissen und Erlaubnis etwas vornehmen lassen sollen; gleichwie auch das Zivilregiment ebenfalls gemeinschaftlich durch dazu zu erwählende gemeinschaftliche Bediente geführt werden soll.

7.

Die Garnisonen sind aus den Erträgen des Landes, soweit selbige zu erlangen, zu unterhalten und wofür diese ein Mehreres austrügen, der Ueberschuß dermaleinst an Schweden gut getan werden, gleichwie der Fehlbetrag von gedachter Krone nach Austrag der Sachen beiden Vertragsschließenden ersetzt werden soll.

8.

Nicht weniger verbinden sich beide, die genannten zwei Plätze auf alle Art und Weise bis zum Austrag der Sache zu behaupten und sich, wenn sie von jemanden darin angetastet werden sollten, mit ihrer ganzen Macht einander treulich beizustehen; besonders aber die genannten Festungen keiner von den im Norden kriegführenden Partei abzutreten oder derselben Truppen darin aufzunehmen, noch viel weniger zu gestatten, daß Schweden in Pommern mit neuen Armeen ans Land setze, oder sich aus anderen Ländern dahin zurückziehen möge; wie denn Se. Königl. Majestät von Polen ebenfalls versprechen, aus dem Pommerischen nichts Feindliches gegen die Krone Schweden vorzunehmen, noch daß es von den Alliierten Sr. Majestät von Polen geschehe oder auch derselben Armeen ins Pommerische zu reterieren gestatten.

9.

Des Herrn Administratoris Durchlaucht übernehmen, die Krone Schweden zu veranlassen, keinen Transport mehr, so lange gegenwärtiger Krieg im Norden dauern wird, auf deutschen Boden zu tun.

10.

Se. Königl. Majestät von Polen aber erklären, daß sie, wofür einer von den in oben stehenden beiden Artikeln erwähnten Fällen sich zutragen, i. e. nämlich wenn Schweden neue Truppen nach Deutschland transportieren oder auf andere Art die pommerischen Lande mit einer Armee oder einem Korps berühren sollte, an diesen ganzen Traktat weiter nicht gebunden sein wollen.

Se. Königl. Majestät von Dänemark hat auch erklären lassen, daß sie die Gottorpischen Lande sich nicht aneignen wollen, sondern nur bloß wegen Ihrer Sicherheit selbige jetzt besetzen und bereit sein

wollen, sich zu gütigen Verhandlungen mit dem Hause Gottorp herbei zu lassen.

11.

Se. Königl. Majestät von Polen wird alle nur erdentlichen und möglichen Pflichten übernehmen, damit das Haus Gottorp von dem bisherigen Ungemach befreiet und je eher, je lieber wieder in den Besitz und Genuß seiner Lande gesetzt werden möge; desgleichen wird auch Se. Zarische Majestät dahin wirken und das Ihrige dazu beitragen, jedoch unter der bestimmten Bedingung, daß Se. Königl. Majestät von Dänemark von Seiten des Hauses Gottorp auf keinerlei Weise einiges Uebel zukommen solle.

12.

Um diesem Vertrage desto mehr Nachdruck zu geben, soll auch die Zustimmung Sr. Zarischen Majestät eingeholt werden.

13.

Beide hohe Vertragsmächte aber behalten sich vor, die Garantie anderer Mächte über diesen Traktat zu suchen und anzunehmen und versprechen selbigen innerhalb . . . Wochen zu ratifizieren.

Urkundlich sind von diesem Traktat zwei gleichlautende Exemplare ausgefertigt und von den beiderseitigen bevollmächtigten Ministern unterschrieben und unterschiegelt worden.

So geschehen Berlin, den 20. August 1713.

Vertrag

mit den Nordischen Alliierten (Rußland, Sachsen, Dänemark) betr. die Sequestrierung der Festungen Steffin, Stralsund und Wismar.

Schwedt, den 6. Oktober 1713.

Nachdem Ihre Königl. Majestät in Preußen das Ihr anderwärts vorgeschlagene Projekt, das Herzogtum Pommern zu sequestrieren und bis zu Ende des gegenwärtigen Krieges im Norden in Besitz zu behalten, nach reifer Ueberlegung dergestalt ansehenden Frieden befördern und selbigen gar zum Fundament dienen kann, also haben Sie — um ein so heiliges und sowohl für beide im Norden sich bekriegende Parteien und für das ganze Römische Reich Beförderung als auch für Ihre Königl. Majestät Selbst Ruhm und vorteilhaftes Werk desto mehr zu erleichtern, insonderheit aber den Weg zur Wiederherstellung der Ruhe auf dem deutschen Boden desto besser zu bahnen — nicht nur ohnlängst die Königl. schwedischen Minister, sondern auch nachgehends die nordischen Alliierten sondieret und sich mit den letzteren nach vielen reifen Ueberlegungen dieserwegen in folgenden Punkten verglichen.

Art. 1.

Anfänglich erklären die nordischen Alliierten Majestäten hiermit, daß Sie sich berechtigt zu sein er-

achten, von der Krone Schweden sämtlicher auf dem deutschen Boden annoch übrigen Festungen, sobald immer möglich, Sich Meister zu machen, allermaßen denn auch durch die wider die Festung Stettin vorgenomnenen Kriegsoperationen es bereits so weit gebracht ist, daß die schwedische Garnison den Ort wirklich verlassen hat, die Insel Rügen auch von den Truppen der nordischen Alliierten okkupieret ist. Es wollen aber hochgedachte Alliierte bei den in Vorpommern etwa weiter vorzunehmenden Kriegsoperationen solche gute und scharfe Order halten, daß die königlich preußischen angrenzenden Lande dabei nicht im geringsten beschwert werden sollen.

Art. 2.

Gleichwie aber Sr. Zar. Majestät Absicht keineswegs ist, einige Eroberungen in Deutschland zu machen, noch die der Krone Schweden daselbst zugehörige Lande und Festungen Sich anzueignen, Se. Zar. Majestät auch deshalb Ihre Kaiserl. Majestät, dem Reich und sonst männiglich zureichende Sicherheit und jeko bei der Uebergabe der Festung Stettin davon eine klare Probe geben wollen, — also haben im Namen und von wegen Sr. Zarischen Majestät des Prinzen Menschilows Durchlaucht Sich hiermit verbunden, erwähnte Stadt und Festung Stettin mit allen ihren Dependenzien (Zubehör) und besonders mit der darin vorhandenen Artillerie an Se. Königl. Majestät in Preußen zu übergeben, um dieselbe mit Ihren Truppen, welche sofort bei Zeichnung dieses Traktates in den Ort einrücken sollen, also wie Sie es gut finden werden, zu besetzen, ohne daß Hochgedachtes Fürsten Durchlaucht darauf Anspruch machen wollen, Namens Ihrer Zarisch. Majestät an solcher Garnison einigen Anteil zu nehmen, noch daß einige russische Truppen mit dazu verwendet werden sollen; welches alles denn von der beiden übrigen in der Nordischen Liga begriffenen Königl. Majestäten ebenfalls also beliebet und angenommen wird.

Art. 3.

Singegen aber versprechen Se. Königl. Majestät in Preußen, daß, wenn Sie solchergestalt den Ort in Possession und Sequestration genommen, Sie denselben bis zu erfolgendem Nordischen Frieden in Besitz behalten und ihn der Krone Schweden nicht eher als bis durch sothanen Frieden Stettin Höchstgedachter Krone Schweden wieder zugeeignet wird, einräumen wollen.

Art. 4.

Eben diese Bewandnis hat es auch mit Stralsund und Wismar, es sei, daß diese Festungen sich freiwillig ergeben oder durch die Gewalt der Waffen der Nordischen Alliierten zur Uebergabe gezwungen werden. Und gleichwie die Nordischen Alliierten Majestäten mit den in erwähnten Festungen sich befindlichen Königlich schwedischen Garnisonen die Kapitulationen auf keinen andern Fuß machen wollen, als daß solche Garnisonen insge-

samt entweder zu Kriegsgefangenen gemacht oder nach Schweden transportieret werden, also werden Se. Königl. Majestät in Preußen Ihres höchsten Ortes auch darüber halten, daß solches geschehe, und nicht weniger Vorforge treffen, daß so lange der Nordische Krieg währet, keine schwedischen Truppen ins Reich transportieret werden; wie Sie dann, falls dergleichen von schwedischer Seite geschehen sollte, Sich diesem Vorhaben wirklich zu widersetzen und mit den nordischen Alliierten causam communem *) deshalb zu machen, hiermit versprechen.

Art. 5.

Wohingegen die Nordischen Alliierten sich hinwieder verbinden, daß, sobald die der Krone Schweden auf dem deutschen Boden noch übrigen festen Plätze vorerwähnter Maßen in Sr. Königl. Majestät in Preußen Hände per modum sequestri **) gebracht sein werden, Sie Ihre in Vorpommern habende sämtliche Truppen von da abfahren und, so lange der Krieg zwischen Ihnen und Schweden währet, mit Ihren Armeen nicht wieder dahin kommen, noch etwas Feindseliges wider solche vorpommersche Lande oder etwas, so sonst den allgemeinen Ruhestand im Reiche ferner bedrohen könnte, vornehmen wollen; jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß

Art. 6.

Se. Königl. Majestät in Preußen Sich auch hinwieder verpflichten, keineswegs zu gestatten, sondern vielmehr auf alle Art und Weise, auch bedürfenden Falles mit den Waffen zu verhindern, daß die Königl. schwedischen Truppen aus solchen vorpommerschen Landen wider Polen, Sachsen, auch die Herzogtümer Schleswig-Holstein etwas Feindseliges vornehmen, noch durch selbige Lande, andere den Nordischen Alliierten zugehörige Provinzen zu attackieren, durchmarschieren oder, wenn sie in selbigen Landen von anderwärts her einen Einfall getan, von da nach Vorpommern und in die darinnen gelegenen und an Se. Königl. Majestät in Preußen übergebenen festen Plätze einen Rückzug nehmen können.

Art. 7.

Und gleichwie der Nordischen Alliierten Majestäten durch dieses in Sr. Königl. Majestät in Preußen Hände gestellte Sequestrum der Festungen Stettin, Stralsund und Wismar Deroselben ein besonderes Zeichen Ihres zu Sr. Königl. Majestät tragenden Vertrauens und Ihrer Hochachtung gegeben, also haben Se. Königl. Majestät in Preußen Sich auch hinwieder verbunden, daß Sie bei solchem Sequester nicht die geringste Teilnahme wider die Nordischen Alliierten zeigen, noch auch mit der Krone

*) Gemeinsame Sache.

**) Nach der Art des (vertragsmäßig abgeschlossenen) Sequesters.

Schweden weder direkt noch indirekt Sich verbinden, vielmehr aber bei diesem nordischen Kriege wie bisher so auch ferner eine exakte Neutralität halten und dieselbe in keinem Dinge wider Sie zu Gunsten der Krone Schweden überschreiten wollen.

Sollte aber wegen der Sequestration der Festung Stralsund und der Insel Rügen mit der Krone Schweden jezt keine Richtigkeit getroffen werden können, also daß entweder obbesagte Festung mit der Force reduciret werden, oder aber mit Genehmigung der Nordischen Alliierten der Krone Schweden überbleiben sollte, so wollen Se. Königl. Majestät in Preußen in diesem letzten Fall Sich auch hiermit verbunden haben, gleichwie oben bereits erklärt worden, nicht zu gestatten, daß schwedische Truppen nach Stralsund transportiret werden, oder doch aber wenigstens zu verhindern, daß aus Stralsund gegen Polen, Sachsen und die Herzogtümer Schleswig-Holstein etwas Feindliches vorgenommen werde. Anbei versprechen gleichfalls auch Se. Königl. Majestät in Preußen, daß, falls man benötigt sein sollte, die Festung Stralsund mit Waffengewalt zu nehmen, Sie alsdann der Nordischen Alliierten Maj. Truppen durch Dero und die sequestrierten vorpommerischen Lande den Durchzug unverbweigerlich verstatten wollen.

Art. 8.

Die Nordischen Alliierten Majestäten engagieren Sich dabei auf das verbindlichste, daß, wenn des Königs in Schweden Majestät wider besseres Vermögen dieses von Sr. Königl. Majestät in Preußen aus guter Intention dem allgemeinen Wesen und dem römischen Reich, absonderlich auch der Krone Schweden selbst zum Besten übernommene Sequestrium ungleich ausdeuten und daraus Gelegenheit nehmen sollte, Sr. Königl. Majestät in Preußen Verdruß anzutun oder dieselbe auch gar, es sei selbst oder durch andere Mächte deshalb feindlich zu tractieren, alsdann werden die nordischen Alliierten sich Sr. Königl. Majestät in Preußen nachdrücklich annehmen und Derselben mit den Waffen und Ihrer ganzen Macht wider alles, was zu Sr. Königl. Majestät in Preußen Schaden und Nachteil, es sei von Schweden selbst oder seinen Freunden und Alliierten, sie seien, wer sie wollen, dieserwegen vorgenommen werden möchte, zu Hilfe kommen, auch den Frieden mit Schweden nicht eher schließen wollen, es sei denn Sr. Königl. Majestät in Preußen wegen dieses Derselben zugefügten Schadens wirkliche und zureichende Satisfaction gegeben werden.

Art. 9.

Und damit über diese zwischen Sr. Königl. Majestät in Preußen und den Nordischen Alliierten genommenen Maßregeln niemand Argwohn zu nehmen habe, so wollen beiderseits höchste Herren Contractanten Ihrer Kaiserl. Majestät, dem Reich, auch den auswärtigen Mächten und besonders an Frankreich

und England ihre wahrhafte Absicht, — und daß dieselbe auf nichts anderes als die Beruhigung des Reiches und daß der Nordische Krieg allmählich gar gedämpft werden möge, und zur Beförderung eines billigen und vernünftigen Friedens gerichtet sei —, überall bekannt machen.

Urkundlich sind von diesem Traktat zwei gleichlautende Exemplare verfertigt, deren eines von Ihrer Königl. Majestät in Preußen Selbst und das andere von des Fürsten von Menschikow Durchlaucht unterschrieben und gegen einander ausgewechselt worden mit der Versicherung des Fürsten, daß er über das seintige Sr. Zarischen Majestät und, so weit es nötig, die Ratifikationen der übrigen nordischen Alliierten innerhalb zwei oder drei Monaten auszuwirken und Sr. Königl. Majestät zu Berlin einliefern lassen wolle.

Beiderseits höchste Contractanten wollen sich bemühen, daß dieser Traktat auch von anderen Mächten und besonders von Ihrer Kaiserl. Majestät und dem Durchhause Braunschweig garantiret und derselben Erklärungen darüber in gehöriger Form ausgestellt werden mögen.

Gegeben zu Schwedt, den 6. Oktober 1713.

(L. S.)

Menzikoff.

Geheimartikel.

Obwohl in dem 2. Artikel des unter heutigem Dato zwischen Sr. Königl. Majestät in Preußen und des Zaren Majestät aufgerichteten Traktats nur von der Stadt und Festung Stettin, und daß Se. Königl. Majestät in Preußen dieselbe mit Ihren Truppen besetzen sollten, erwähnt wird, so ist doch absonderlich hierbei verglichen und Sr. Königl. Majestät in Preußen von des Zaren Majestät die Freiheit gegeben worden, den ganzen Strich Landes von der Oder bis an die Peene, incl. der an selbigem Strom gelegenen Städte Demmin, Anklam und Wolgast, ebenfalls mit Ihren Truppen zu besetzen, ohne daß Ihre Majestät von irgend jemand der Nordischen Alliierten unter dem Vorwand ihres mit der Krone Schweden führenden Krieges Eintrag geschehen oder Se. Königl. Majestät in dem geruhigen Besitze solchen Strich Landes im geringsten heunruhigt werden können, welches sonst Ihre Zarische Majestät als einen Ihre Sich selbst angehenden Angriff ansehen, auch Sr. Königl. Majestät dawider wirkliche Hilfe leisten wollen.

Wohingegen aber Se. Königl. Majestät in Preußen Sich aufs kräftigste verbinden, daß Sie solchen Strich Landes ebenso wenig als die Stadt Stettin nicht an Schweden wieder einräumen wollen, ehe und bevor solches durch den künftigen Frieden also vertragsmäßig geschehen ist.

Gegeben Schwedt, den 6. Oktober 1713.

(L. S.)

Menzikoff.

Friedensvertrag mit Schweden.

Stockholm, den 21. Januar 1720.

Art. 3.

Gleichwie Ihre Königl. Maj. von Schweden, um desto mehr an den Tag zu legen, wie sehr Sie geneigt sind, Ihres Ortes alles dasjenige beizutragen, was zur Wiederherstellung und künftiger desto größerer Befestigung des vorigen zwischen beiden Kronen Schweden und Preußen gepflanzten, eine zeitlang aber unterbrochen gewesenen guten Einvernehmens auf einige Weise hat dienlich sein können, derowegen auch aus Liebe zum Frieden vermöge des mit Sr. Königl. Majestät von Großbritannien unterm 18.-29. August 1719 errichteten, eingangs berührten und beiderseits ratifizierten Präliminartraktates bereits versprochen haben, für Sich, Dero Erben und Nachkommen die Stadt Stettin samt dem Distrikt zwischen der Oder und der Peene mit den Inseln Usedom und Wollin an Se. Kgl. Majestät in Preußen, Dero Königl. Preussischem Hause nebst Dero Erben und Nachfolger ohne Ausnahme auf ewig und mit eben dem Rechte abzutreten, wie solches alles der Krone Schweden durch den Westfälischen Frieden Art. 10 im Jahre 1648 von dem damaligen regierenden Römischen Kaiser und dem Reiche übertragen worden, Se. Königl. Majestät in Preußen auch diese von Sr. Königl. Majestät von Großbritannien für Sie und zu Ihrem Besten durch obenerwähnten Traktat vom 18.-29. August 1719 geschehene Stipulation in allen Punkten angenommen haben, also hat es auch dabei sein Bewenden und übertragen Sie kraft dieses nochmalen für Sich, das Reich Schweden und Ihre Nachfolger und Nachkommen Sr. Königl. Majestät in Preußen, Dero Königl. Hause, auch Erben, Nachkommen und Nachfolger die Stadt Stettin mit dem dazu gelegten Distrikt Landes zwischen der Oder und dem Peene-Strom nebst den Inseln Usedom und Wollin samt den Ausflüssen der Swine und Diebenow, dem Frischen Haff und der Oder, bis sie in die Peene fließt, welcher Peene-Strom

die Grenze sein und beiden angrenzenden hohen Teilen gemeinschaftlich verbleiben soll. —

Ihre Königl. Majestät und die Krone Schweden verzichten auch völlig auf alle bisher in den abgetretenen Orten innegehabten Rechte, Gerechtigkeiten, auf die Landesgerichtsbarkeit und die Obrigkeit hiermit aufs bündigste und auf ewig. Entbinden gleichfalls hiermit die Untertanen, Eingekessenen und Angehörigen mehrbefagter Sr. Königl. Majestät in Preußen anjeko abgetretener Dorte aller derer Pflichten und Verbindungen, womit sie Ihrer Königl. Majestät und dem Reiche Schweden verbunden gewesen und verweisen sie damit an Se. Königl. Majestät in Preußen und Dero Nachfolger und Nachkommen als Ihre nunmehrige rechtmäßige Landes- und Oberherren.

Art. 5.

Se. Königl. Majestät in Preußen und Dero Nachfolger versprechen und geloben Ihrerseits, die Stände, Untertanen und sämtliche Einwohner des Deroselben durch diesen Traktat übergebenen Distrikts nebst den Inseln Wollin und Usedom, der Stadt und Festung Stettin, auch allen andern daselbst belegenen Orten, Städten, Flecken, Schlösser, Dörfer und was denselben anhängig und zugehörig sein kann, niemanden ausgenommen, und also einen jeden derselben absonderlich sowohl als alle insgemein, bei ihren wohlhergebrachten Freiheiten, Gütern, Rechten und Privilegien, sowohl in kirchlichen als politischen Angelegenheiten, so wie besagte Stände, Untertanen und Einwohner solche von Zeit zu Zeit von ihrer Herrschaft erworben und ihnen in dem Westfälischen Friedensvertrage selbige bestätigt und vorbehalten, auch ihnen nachdem von den Königen und der Krone Schweden verlehren worden, wie auch bei der freien Religionsübung zufolge der unveränderten Augsburgerischen Konfession nach Maßgabe der Pommerischen Kirchenordnung, als des Landes Fundamentalsatzung, jederzeit unbekümmert und ungekränkt zu lassen, zu handhaben und zu schützen.



Volkshumor und Volksweisheit.

Von Prof. Dr. A. Brunk.

Jugend! Heimat!

Im Sommer durchstreckten wir Brüder unter des Vaters Führung Fluren und Wälder, Moore und Hügel, suchten Steine und Pflanzen, Käfer, Schmetterlinge und Wespen, lagen am sonnigen Feldrain oder Waldesaum und sahen die lichten Wölkchen am blauen Himmel droben werden und vergehen; oder wir fuhren in unsicherem Rahn über die stillen, klaren See Hinterpommerns und verträumten Stunden im flüsternden Schilf — überall umtönt von den Stimmen der Natur. An den langen Winterabenden aber, wenn die Winde das Haus umtoben und Schnee und Eiszadeln prasselnd an die Fensterladen warfen, da drängten wir uns gern um den warmen Ofen, starrten aus dem Dunkel des Zimmers in seine hellen Gluten und lauschten dem, was der Mutter Mund uns sang und sagte. Selige Jugendzeit! — —

Jugenderinnerungen sind zum guten Teile auch die folgenden Auffsätze.

Tierstimmen.

Wenn der Frühling kommt und die liebe Sonne mit ihren warmen Strahlen die Erde zu neuem Leben erweckt, da wird's draußen in Wald und Feld lebendig. Fliegen und Mücken erfüllen mit leisem Summen die linden Lüfte, in schwerfälligem Fluge zieht der „Buschbunt“, der Mistkäfer, brunnend seine Bahn, und da steht gar schon ein Frosch seinen dicken Kopf mit den verwunderten Augen aus der kalten Flut hervor und stimmt mit gurgelndem Ton sein Frühlingslied an. Und einer nach dem andern arbeitet sich aus dem tiefen Schlamm hervor und fällt mit ein. Allmählich werden ihre Stimmen heller und heller; wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral. Plötzlich verstummt der Gesang und macht einer allgemeinen Unterhaltung Platz. Zwei Froschweibchen haben ein eifriges Wirtschaftsgespräch:

„Barrersch, Barrersch, wenne badst, wenne badst?“
„Moargen, moargen.“
„Bad id ud, bad id ud.“

Eine andere richtet den Blick besorgt zum Himmel empor:

„Baddersch, morgen wi' wi waschen, waschen!“
und erhält die verständnisinnige Antwort:

„Ja id id ud!“

Die Männer dagegen können auch im Froschvolle die politischen und religiösen Streitigkeiten nicht lassen. Die einen loben den „Lutherr, Lutherr“, die andern den „Paapst, Paapst“, die dritten ihren „Krabbi, Krabbi!“

Einige ahnungsvolle Gemüther quaden:

„Kawersch, Kawersch, hefft ji den Mann mit de roden Beinen nich seihn?“

Anderer erwidern sorglos:

„Wat weit id id id!“

Aber wenn man den Teufel an die Wand malt, dann kommt er, wenn auch nicht immer in derselben Gestalt. Würdevoll spaziert am Rande des Teiches ein Schwarzrock einher und lockt so schmeichelnd:

„Kumm rut, kumm rut!“

Doch der Frosch traut ihm nicht:

„Du krallest mi, du krallest mi!“

Als aber der Schwarze wiederholt versichert:

„Fürwohr nich, fürwohr nich!“

Da kriecht er heraus. Doch sofort hat ihn der Rabe gepackt und verschlungen und frohlockt der zarten Speise:

„Kindsfleisch is täg, Kindsfleisch is täg!“ 1)

Die andern fliehen eilends und verbergen ihr Haupt trauernd unten im Schlamm. Um den Verunglückten weinen eine liebende Braut und eine alte Mutter. Während aber jene auf ihre Klage

„Nu krieg id keinen Mann!“

nur die höhnische Antwort erhält:

„Dat is di gaud, dat is die gaud!“

1) Auch der Storch lockt den Frosch: „Kumm wat häer!“ Der fühlt sich aber im Wasser sicherer und antwortet: „Nee, du knickst mi!“ Wehmütiges erzählt man sich von der Gule und der Maus. Die Gule steht vor dem Mauseloch und spricht zutraulich zur Maus: „Kumm arute, kumm arute, id dau di nist!“ Die Maus riecht aber den Braten und antwortet: „Ja tru di nich, id tru di nich; du büßt e Schaff.“

findet diese wenigstens eine mitfühlende Seele:

„Min Kind is dot!“ — „Min od, min od!“

Am andern Morgen ist aller Harm vergessen, und wieder klingt's:

„Nawer, Nawer! Jä bad, id bad!“

„Jä id id ud! Jä id id ud!“ 2)

Und da keine Gefahr droht, so wagt sich einer nach dem andern ans Ufer, um sich im Sonnenschein zu wärmen. Plötzlich erhebt einer ein Freudengeschrei:

En Pogg, de sünn einen Helle an'n Dik,
Set drup un quakte: „Respekt, id bün rit!“

Die andern aber lachen ihn aus:

„Kooq! Quark, Quark, Quark! Gelgalget!“

Gerade in diesem Augenblick kommt der alte Amtsfischer Würde vorüber, der im vergangenen Jahre so manchen Frosch für seine Krebshauben meweulings erschlagen und schmählich geschunden hat. Darum begrüßt man ihn jetzt mit einem feindseligen

„Müra, Müra!“

„Nä, äwer de schwerangst Padden!“ brummt er. „Wo weeten de, dat id Müra heet.“ Und er schlägt mit dem Ruder nach ihnen: „Jä war juch bimürden!“ —

Warnend ruft dem ausgelassenen Froschvolk die Goldammer zu:

2) Oder „Gvadersch, Gvadersch, wenn war ji bad, wenn war ji bad?“ — „Mo'in, mo'in!“ — „Bad ud id! — o fu!“ — — „Moark's, Moark's, Moark's, wennier willst ji baden, baden? Wennier willst ji baden, baden?“ — „Morgen, morgen, morgen.“ — „Denn will id ud baden, baden, baden.“ — — „Vaddersch, morgen wi' wi baden, baden!“ — „Jä id id ud!“

3) Nach andern soll nicht der Kriebitz, sondern die Dorfjugend dem Kriebitz zurufen: „Kiewit, wo bliw id?“ — Frage und Antwort bilden auch ein Verschen:

„Kiewit,
Wo bliw id?“

„In Pommerland,
Dae is Bate un Mutte bekannt.“

Oder

„Kiwit, wur bliw id?“
„In'n Brummelbeerenbusch.
Dor sing id, dor spring id,
Dor heiw id min Luft.“

Von der Begegnung des Kriebitz mit dem Bauern Kiewit erzählt man sich folgendes: Buer Kiewit ging oppe Strat. Als hei sine Name raupen hüllt, keek het sich um un sach, dat dat ein Bagel dan herr. Sei stünn nu still un besach sich dat Dier orntlich. Un as bei Bagel nu werre schreech: „Kiwit, wo bliw id?“ denn seggt hei: „Bliw du, woe du wist, id gah nam Atrag.“

4) Ähnlich erging es nach dem Märchen dem Kriebitz, als er sich einst von dem Raben hatte

„t is, t is noch väl to früh!“

und die Haubenlerche bestätigt es:

„Dit's so noch nich böbi!“

Und sie sollen recht behalten. Denn unversehrt kehrt der Winter mit Schnee und Hagelschauern zurück, und der schon so muntere Kriebitz schreit trübselig sein:

„Kiwit, wo bliw id?“

Die Kinder aber rufen ihm vom Wagen hartherzig zu: „Bliw du recht, wo du wist! Jä fäue nauwe Stadt.“ 3)

Oder er wendet sich an die Krähe mit der Klage:

„Dat is doch watwivelten kolt!“

und erhält die resignierte Antwort:

„Dat is all Joahr so! Dat is all Joahr so!“ 4)

Die Bachstelze aber tröstet den armen Kriebitz:

„t ward Rat warden! Trili, trili, trili!“ 5)

Und endlich schlägt der Sommer den Winter siegreich für immer aus dem Felde, und nun erscheint auch die liebliche Frühlingsbotin, die Schwalbe, und läßt ihr feines Gezwitscher erkönen:

„As id hie we-tooch, as id hie we-tooch,
Leet id hie Sus u Hof, Sus u Hof;
As id wedde keem, as id wedde keem,
Hadd'c nisch, hadd'c nisch!“ 6)

überreden lassen zu überwintern. Anfangs gestiel es ihm in den schönen Herbsttagen recht gut. Als aber der Winter mit Frost und Eis in das Land zog, froren ihm schrecklich die Beine, und voller Schmerzen lief er immer hin und her und rief dazu:

„Herr Jeess, mine Beene! Herr Jeess, mine Beene!“ Da lachte der bosshafte Rabe und krächzte ihm mit seiner rauhen Stimme höhnlisch an:

„So jeht's mi alle Jahr! So jeht's mi alle Jahr!“

5) Die Bachstelze, die beim Volke Wippstart heißt, ruft auch:

„Wipp mit'n Schwanz, wipp mit'n Schwanz!
Heft of Rücken, kam id runner un frät mit di.“

6) Rückerts Schwalbenliedstrophe „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer; als ich wiederkam, als ich wiederkam, war alles leer“ ist dem Volke nachgebildet und gibt doch in ihrer hochdeutschen Form den Schwalbengesang nicht annähernd so treffend wieder wie der Volksmund selbst in seiner bald derberen, bald zarteren Fassung:

a) „As id hier dit Joahr was, as id hter dit Joahr was,

Was dit Fad vull, was dat Fad vull.
Nu is't all verschlact,=schlact,=schlirri.“

b) „As id wech jung, as id wech jung,
Da was alles dic un vull, da was alles dic un vull;

Nu id wedder kam, nu is alles ledtig,
Nu is alles upfreeten un verschlungen un verschlungen.“

Um so eifriger macht sich das Schwalbenpärchen daran, ein neues Nest zu bauen. Drunten stehen zwei dralle Bauernkinder und schauen ihm zu und hörchen auf ihr munteres Geschwätz:

„Klücke, as id klücke, dat höllt! Klücke, as id klücke,
dat höllt!“

Da fliegt ein Rabe über den Hof und höhnt das kleinste der Kinder:

„Schwart! Schwart!“ 7)

Die Mutter, die das gehört hat, ruft es herein, und nach einigen Augenblicken erscheint es wieder reingewaschen mit zwei Butterbroten in den hiden Händchen. Die Schwalbe freut sich des sauberen Kindes und lobt es:

„Witt! Witt!“ 8)

Das größere Mädchen aber ist kiesfisch und weist die Stulle, die ihm angeboten wird, zurück. Da ruft die Schwalbe entrüstet:

„Lütt Mäten dat grot Mäten 'n Boddung gewen
will;

Wenn Lewerenz 9) dat nich will, denn schlaug
em vör de Blerrrr!“ 10)

Bald stimmt auch, wenn der Weißdorn zu grünen beginnt, Frau Nachtigall ihr süßes Klage lied an. Die Nachtigall ist eine verwünschte Schäferin.

c) „As id wech tooch, harr id Risten un Rasten
vull;

As id werrer kaim, harr id nist as en kahl
Flerermuus,

Alles utgefreete, alles vullgesch . . . !

Kumm, leed mi d' Flirrrr!“

d) „As id wech tooch, harr id all Risten un
Rasten vull;

As id werre kam, harr id alles utfreete, alles
vull maakt.

Ku lid mi d' Flirrrr!“

e) „As ed wech jing, leit ed Riste o Raste vull;
As ed wedder kam, wer alles utfreete,
utsch . . . !

Frett, dat du barschte warscht!“

Das Schwalbenlied erinnert auffällig an die Klage der Naemi: „Voll zog ich aus, aber leer hat mich der Herr wieder heimgebracht.“ (Ruth 1. B. 21.) — Auch der Lerchengesang wird wohl „Leed mi de Flirrr!“ gedeutet.

7) In der Kassubei versäumt man nie zu antworten: „De Düvel is schwart, id bin witt!“

8) Kindern mit struppigem Haar ruft die Krähe zu: „Strubuller, Strubuller!“ oder der Tauberrich: „Arrruhhopp, Arrruhhopp!“ Lassen sich die Kinder dann kämmen, so lobt die Taube: „Glattkopp, Glattkopp!“

9) Ein großer Mensch ist in Pommern „so lang as Lewerenzens Kind.“

10) „Lütt Dirn giwot de grot Dirn 'n
bäten Boddung.

Wenn s't nich nehmen will, schlag s' ant Mul,
dat't so snurrrt!“

Sie hat sich ihr Unheil selbst zuzuschreiben; denn alle Morgen wedte sie die Knechte zu früh. Endlich riß einem von ihnen die Geduld, in seinem Aerger verwünschte er die Schäferin, sie ward zur Nachtigall und singt noch heute:

„David, David,
Is Tied, is Tied.“ 11)

Unter Nachtigallengesang kommt das Pfingstfest herbei, das Fest der Freude und Wonne. Wer's noch nicht im eigenen Herzen fühlte, das „Freut euch!“, dem ruft es unermüdetlich der Pirol, Vogel Bülow, General Bülow, oder wie er sonst noch nach seinem Rufe heißen mag, aus dem Eichengehölz zu:

„Pingsten! Bier hal'n!
Ufjup'n! Mähr hal'n!
Sest sopen, bitahl ucl!“

Und gibt's einmal ein kaltes Regenschauer, so ändert er sein Thema ein wenig ab:

„Sol Füer, id war Bier holn!“

Aber was ist das? Das klingt ja fast wie Spott, was dort ein anderer Pirol schreit:

Mal 'n Lechel 12) Bier halen, Bier halen!“

Der Spott muß gerochen werden!

„Bil halen, Knei haugen!“

11) Oder „Klod arr! Leih an, David; teih an, Klod!“ Wohl irrtümlich wird einmal behauptet, die Nachtigall sei ehemals ein Schäfer gewesen und singe deshalb: „David, David, da buchte doch, da hott doch!“ Sie erscheint sonst stets als Schäferin. Nach einer Rügenischen Sage hatte sie einen trauten Gefellen zum Bräutigam, der sie treu liebte. Es war da aber eine böse Hee, die verwandelte das Mädchen in eine Nachtigall; ihr Bräutigam wollte ihr zwar zu Hülfe eilen, aber die Hee trat ihm entgegen, sodaß er nicht von der Stelle konnte. Die Nachtigall aber war sehr traurig und singt bis auf den heutigen Tag nichts als Trauerlieder. Jeden Vers aber schließt sie mit den Worten: „To Bucht, to Bucht!“ als ob sie noch eine Schäferin wäre und ihre Herde vor sich hertriebe. — Die Nachtigall soll auch eine verwünschte Schäferin sein, die ihren Bräutigam, einen Schäfer, schlecht behandelte, indem sie ihn ihre und seine Schafe bis spät in die Nacht hinein treiben ließ. Lange schon hatte sie ihm die Ehe versprochen, aber nie ihr Wort gehalten, bis der Schäfer endlich einmal im Unmut wünschte, daß sie bis an den jüngsten Tag nicht schlafen könne. Und so ist es geschehen. Die Nachtigall schläft auch bei Nacht nicht und singt ihr Klage lied:

„Is Tiet, is Tiet!
To wiet, to wiet!
Trizh, Trizh, Trizh,
To Bucht, to Bucht, to Bucht!“

12) Lechel oder Lechelle, ein kurzes Fäßchen zu 4—6 Liter.

schreit der Erbohte; aber schon hat der Feind das Wette gesucht, und siegesfroß schallt es wieder:

„Bring mir Bier, Bier her!“

Jetzt fällt auch die Singdrossel ein:

„David, David,
Profit, profit!“

Ruhdieb, Ruhdieb!“ 13)

Vergebens warnt Frau Buchfink:

„Mein Mann ist Gerichtsvollzieher! Mein Mann ist
Gerichtsvollzieher!“

Vergiß doch der Herr Gemahl selbst heute sein
würdevolles Amt und lärmst in Erinnerung an
seine lustige Soldatenzeit:

„Ja id id id bin der Unteroff'zier!“

oder, da er sie in der Kürasjerstadt Pasewalk ver-
bracht hat:

„Ich bin der bunte Karaz'e!“

Jedem stellt er sich als Allerweltsvetter vor:

„Ja id id bin Vedder Rintische (= Reinhard)!“

und fordert zum Trinken auf:

„Triz, Triz, wißt du mit to Win gahn?“

Der würdige Herr Dompfaff knarrt dazwischen:

„De Win is ut, wi tappen Bier Bier Bier!“

Zwar bezweifelt das der Diletsink: 14)

„Zeig nich!“

Aber der Fink begnügt sich auch mit dem derberen
Stoffe:

„Schütt schütt schütt de Krantchesbier (= Wa-
cholderbier), de didst!“

Aber das leidige Zahlen! Doch er weiß Rat:

„Pint, pint! Drink, drink! Nerve betahl doch de
Wirtsgebühr!“

Je länger es dauert, desto ausgelassener wird er.

„Schinkenfleisch, Schinkenfleisch!“ — Schüt'enbier!“

— „Rid hertau, draff!“ —

„Fink, Fink, wißt du ud den Brudmann zieren?“
schallt es durcheinander. Als er einmal Atem
schöpft, hört er gerade, wie der Star mit seinem
Weibchen schwätzt:

„Wif, Wif,

Ja bi di blif!

Bräu noch 'n bit'schen, bitschen!“

und wird plötzlich gewahr, daß seine bessere Hälfte
verschwunden ist:

„Segg fegg fegg, heße min Gret'e nich s-thn?“

Süh s'h s'h, dor sitt se in 'n Wichelbusch!

Letw Wif Wif Wif Wif!

Hüt hüt hüt hüt hüt hüt

't is schmucl schmucl schmucl schmucl!“

Schon will er auf sie aufsteaen, aber er ist zu be-
rauscht von all dem Dubilitäten:

„Ja id id id will hen to di!

Du du du kumm her to mi!

Flint flint flint!“

13) Sie singt auch: „Phlipp, Philipp, wo bist
Du? In Stipen.“

14) Er ruft auch: „Fink, hink!“ und „Zifit,
Stichlit, Stichlit“ und heißt davon Stieglitz.

Der Amselhahn aber lockt sein Weibchen:

„Lisebett Lisebett,

Wißt nich halle Lamen?

Süß süß süß sü—!“

und schäkert mit ihr, wenn sie kommt:

„Lisebettken, Lisebettken!“

Gleich den Vögeln feiert der Mensch jetzt seine
frohesten Feste. Auf dem Bauernhofe neben der
Kirche ist Hochzeit. Schon verschiedene Tage hat
sie gedauert, und noch ist man der Lust nicht satt.
Die Herden, die sonst hinausgetrieben wurden auf
die Weide, sind des Stalles schon längst überdrüs-
sig. Heute kommt der Bauer sogar noch später als
sonst in den Stall. Da kann er sich nicht wundern,
daß ihm die Kuh vorwurfsvoll entgegenbrüllt:

„Wat is dat hüüüt?“

Er streicht ihr aber freundlich über den Rücken
und sagt „Hochtid!“ Da ist sie beruhigt und
brummt:

„Ach sooo!“

Am nächsten Morgen verspätet sich der Bauer wie-
der. Schon wiederholt hat der Läubertich seine un-
geduldige Frau beruhigen müssen:

„Frru, Frru, die Tür is noch zu!“

Auch das Kalb blökt schon seit längerer Zeit und
fragt endlich, von Hunger gequält:

„Durt de Hochtid noch laangen?“

Der Hahn kann ihm wenig Trostreiches sagen:

„Nacht Dag ut un dut.“

Da will es schier verzagen und blökt noch jämmer-
licher:

„Dann möt 't staarben!“ 15)

Das ärgert den Erpel auf dem Hofe, und er
schnattert:

„Dat's 'n Schnad, dat's 'n Schnad!“

15) Der Ochse: „Is de Hochtid noch nich ball
ut?“ Der Hahn: „Dat durt noch acht Dag!“ Das
Lamm: „Denn leew id nich mitr, denn leew id
nich mitr.“ — Der Sperling, der auf dem Korn-
boden nach Herzenslust schmaust, triumphiert: „'t is
Hochtid, 't is Hochtid! 't durt noch dre Dag, 't
durt noch dre Dag!“ Das Kalb blökt verzweifeln-
d: „Denn hunger id dot, denn hunger id dot!“ —
Die Kuh: „Is'n de Hochtid nich ball u-ut?“ Die
Gans: „Noch in dre Dage nich, noch in dre Dage
nich!“ Die Ente: „Gew et God! Gew et God!“
— — Bi einem Buren, dor gar Rindelbier was,
gingen de Käuh mit'n Bullen upn Hoff; de Bull
krafte mit einen Börfauf in'n Meß un brumnte
sühr untokräden. De Hahn was von de Däl un
von'n Wimm run'agt, slächt na'n Hoff un röppt:
„Wat 's hier los? Wat 's hier los?“ De Bull
antvurt: „Hier 's Hochtid! Hier 's Hochtid! Juch
Hochtid! Juch Hochtid!“ un so blifft he bi. Wat
woll de Bull to juchhochtiden het?“ seggen de Gäst.
De Bur geht rut ut de Stuw, stellt sich upn Dören-
sill un seggt tum Bullen: „Hier 's nich Hochtid,
hier 's man Rindelbier.“ Dor nickt de Bull mit'n
Kopp un seggt: „So, so, soo!“

Auch die Kaze fühlt sich vernachlässigt und mauert vor der Tür:

„Fra- u, Fra- u!“

Der Hund dagegen hat irgendwo ein Stück Fleisch erwischt und verzehrt es behaglich vor seiner Hütte liegend:

„Schmedt got got got!“ 16)

Nicht weit von ihm läßt sich eine Krähe auf dem Stalldach nieder und krächzt:

„Kalkspart! Du dat Fleisch, is de Knaten!“

Auch die Kaze schleicht herbei in der Hoffnung, es möchte für sie etwas abfallen. Plötzlich springt der Hund, der schon lange nach ihr geschielte hat, auf sie zu.

„Je-e, wo deit dat weih!“

schreit sie im ersten Augenblick auf. Da aber reißt sie sich fauchend los, flüchtet sich auf das Dach des Torfschuppens und mauert dort, sich putzend und die zerzausten Haare glatt streichend:

„Mau, mirau, nu hew 'd wunnen!“

Inzwischen ist der Hahn vom Kornboden, der ihm der Inbegriff alles Wohlstandes ist, herabgeflogen und kräht stolz:

„Luter rik Lüüd! Luter rik Lüüd!“

Eine alte Großmutter unter den Hennen, die schon manches erlebt hat, mirakelt bedenklich:

„B ör de Hochtid! B ör de Hochtid!“

sodaß auch der Hahn zugibt:

„Min Herr is so väl schußdig!“

Zwar versichert die Ente:

„Ward woll betahle, ward woll betahle!“

Aber die Ziege weiß es besser:

„Nimmermehr, nimmermehr!“

Endlich ist das Fest vorüber. Als am nächsten Morgen der Wiedehopf sein

„Up up!“

ertönen läßt, öffnet der Bauer die Stalltüren; der Hüttejunge knallt wie gewöhnlich mit seiner langen Peitsche, und der Hund springt ungeduldig um ihn herum:

„Wau, wau, wau! Min Herr het Backbeeren nau, nau, nau!“

Der Bulle, der zuerst aus dem Stall gekommen ist, bleibt an der Tür stehen, und wie eine Kuh nach der andern an ihm vorübergeht, brummt er verärgert:

„All min! All min!“ 17)

16) Vor dem „Neuen“, d. h. vor der neuen Ernte wird dem Hunde sonst das Mahl oft recht knapp zugemessen, sodaß er dann heult: „Is dat noch nich ball Fallo-o-b?“ (d. i. 25. Juli).

17) Morgens begrüßt der Bulle die Kuh: „Guten Dag, Natwisch!“ Die Kuh: „Schön Dank, Name!“ Der Bulle: „Wo geht'it?“ Die Kuh: „Mi hä't öwe Nacht recht woll gaba. Wißt nich Iowa, Wulf siti noch tüsche dei Iowa! Kuh hat ein Kalb bekommen.“

Endlich sind sie alle draußen, und die Herde setzt sich in Bewegung, allen voran der Ziegenbock. Man sollt's ihm gar nicht zutrauen, wenn man ihn so mit mächtigem Gehörn und langem Bart gemeissen einherschreiten sieht, was er für Streiche im Kopf hat. Als der Zug an dem kleinen Häuschen vorbeikommt, wo am offenen Fenster Meister Schneider mit Nadel und Zwirn fleißig hantiert, kann er sich nicht enthalten zu blaren:

„Met-i-ste!“

Und als der überrascht aufschaut, macht er einen drolligen Satz und neckt:

„Med med med, meded med med!“

Der Schneider aber lacht herzlich mit; er ist die vielfachen Neckereien schon gewohnt. 18)

Gleich hinter dem Schneider wohnt der Schuster des Dorfes, gegen den der Bulle eine berechnete Abneigung hegt. Darum erhebt er seine Stimme:

„Schu-uster! Schu-uster!“

Die Schusterfrau hört das und denkt, es rufe jemand nach ihrem Manne. Sie öffnet das Fenster und sagt: „Min Mann is nich to Hus!“ Der Bulle schüttelt bedenklich den Kopf und brummt:

„Na nu-u! Na nu-u!“

Schon ist die Herde am letzten Tagelöhnerhaus vorüber, da stürzt ein kleiner bissiger Köter hinter dem Stall hervor und läuft hinter dem Schäferhund her; und als der, ohne sich umzusehen, ruhig weiter geht, beißt er ihn in die Hosen und blafft:

„Ett, ett, ett!“

Der Schäferhund dreht sich um, packt den kleinen Kläffer im Genick, schüttelt ihn ein bißchen und jagt barsch:

„Heww all äten!“

Da läuft der Kleine weg und „lawinkt“:

„Drink, drink, drink, drink, drink!“

Doch schnell hat er seinen Schmerz vergessen, als ein Handwerksbursch vorbeikommt. Söhnisch klafft er hinter ihm her:

„Barst, barst, barst!“

So kommt die Herde hinaus aufs freie Feld. Neben der Trift steigt gerade die Lerche empor und schmettert aus voller Brust:

„Ach, wo is dat schön! Ach, wo is dat schön!“

Ach, wo is dat schön!“

Der Hüttejunge bleibt stehen und legt die Hand über die Augen und sieht ihr nach, bis sie droben im Blau des Himmels verschwindet. Aber auch jetzt noch hört er ihre Stimme:

„Drif, Peterken, drif drif drif drif!“

Hest'n gauden Wirt, so blif blif blif blif!“

18) Das Perlhuhn z. B. versäumt nie, wenn der Schneider auf den Hof des Bauern kommt, zu gackern:

„Tad tad tad!“

Leigen Schnire maken een Fad Fad Fad!“ — „Tad tad“ ruft neben „Judith“ oder „Briek“ auch die schwarzköpfige Grasmücke, der Mönch.

Hest'n schlichten Wirt, so drif
Wid weg, wid weg weg weg weg!"

Als wenn der Gesang der Lerche ihn angestekt hätte, so singt und flötet der Junge beim Weiter-treiben mit ihr um die Wette, bis er den Waldes-saum erreicht und sich an einem sonnigen, über-windigen Plätzchen ins warme Gras streckt. Sein Hund legt sich neben ihn und blinzelt nach den

Rühen, ob sie auch verbotene Wege wandeln. Nicht weit von ihm läuft der sonst so scheue Wiedehopf zwischen der Herde und ruft un'er den drohtigsten Verbeugungen:

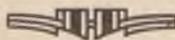
„Ich bin der schöne Wiedehopf,
Trag eine Krone auf dem Kopf,
Und doch sagen die Leute, ich stink.“ 19)
(Fortsetzung folgt.)

19) Er soll auch rufen:

„Lat't schieten, lat't schieten.
Lat de Müden frielen, wenn j' di of pieten.
Ja hal s'. Hu jupp, hu jupp!“

In alten Zeiten waren die Rohrdommel und der Ossupup (Wiedehopf) Hirten. Die Rohrdommel hütete die Ochsen auf fetter Weide. Davon wurden diese so wild, daß sie wegliefen. Die Rohrdommel

rief ihnen nach und rief immer: „Prr, Bunt (=Schecke)! Prr, Bunt!“ Darum ruft sie auch jetzt noch so. Der Ossupup weidete seine Ochsen auf Sandboden. Daher magerten sie so ab, daß die Beine sie nicht mehr tragen konnten. Wenn sie nun aus Mattigkeit hinlegten, rief er immer: „Ob, up up!“ Und so ruft er bis heute.



Sal, nicht fahl.

Eine Berichtigung.

Von Prof. Dr. Brunk

Feder, der sich mit der Sprache des Volkes beschäftigt, weiß, daß sie eine Menge alter Wörter und Redewendungen erhalten hat, die entweder in die Schriftsprache garnicht Aufnahme gefunden haben oder schon lange außer Gebrauch gekommen sind. Zu diesen gehört auch ein Wort, das ich in dem kleinen Aufsatz „Aus einem stillen Winkel“ in No. 4-5 angeführt habe, das aber nicht nur in unserm Pommerland, sondern auch in der „Täglchen Rundschau“, der unsere Zeitschrift jenen Aufsatz entnommen hat, durch den Setzer entstellt ist. Dort erzählte ich von dem Aufenthalt der Königin Luise in meiner Heimatstadt: „Da hatte die Königin den Wagen halten lassen und hatte den kleinen Prinzen einer Kammerfrau abgenommen und emporgehoben und der tief ergriffenen Menge gezeigt. Dabei hatte sie so „fal“ (d. h. gelblich und well) ausgesehen, daß jedermann ahnte, sie werde es nicht mehr lange machen.“

Dieses „fal“ ist ein uraltes Wort, das schon im Althochdeutschen, der Sprache des 8-12. Jahrhunderts, begegnet. Es bedeutet matt, verschossen, fahl. Mit letzterem Wort kommt es auch wiederholt durch den Reim verbunden im Mittelhochdeutschen vor:

die ougen erbleichent (im Tode),
der munt unt die nase val,
die sliuze unt die hende fal.

Im Neuhochdeutschen ist es verschwunden; es ist aber aus dem Deutschen in die romantischen Sprachen übernommen und liegt dem Italienischen „falso“ sowie dem jetzt von den Franzosen so oft gebrauchten Schimpfwort „fale“ = Schmutzstink zugrunde.

Ähnlich sagt die Volkssprache von alten oder auch kränklichen Leuten, deren Kräfteverfall sich äußerlich bemerkbar macht, sie seien „spad“. Spad heißt eigentlich dürr, trocken: Holzzeimer, die vor Trockenheit in allen Fugen klaffen, Wagen, die vor Trockenheit klapprig werden, sind „spad“. Im bildlichen Sinne hat dieses mundartliche Wort unser verehrter Landsmann Johann Gustav Trofen (er stammt aus Dreptow a. d. R.) in seiner meisterhaften Uebersetzung der Komödien des Aristophanes verwandt:

Denn du, du bist schon spad und spahn,
ein alter Stümper, der nicht mehr kann.

Wenn schon unsere hochdeutsche Sprache die meisten Fremdsprachen an Reichtum des Wortschatzes und Bildsamkeit in der Zusammensetzung und Wortfügung übertrifft, so gilt das in noch viel höherem Grade von der Sprache des Volkes, den Mundarten. Zwar fehlen ihnen viele allgemeine Begriffe; dafür stehen ihnen aber für die feinsten Abstufungen und Abtönungen des Sinnes Ausdrücke zur Verfügung, und wo sie ihr fehlen, da haben sie noch immer die Fähigkeit, die dem zur Schriftsprache erstarrten Hochdeutschen fast ganz verloren gegangen ist, sie schöpferisch selbst zu bilden. Darum sollte man gerade jetzt bei dem löblichen Streben, die deutsche Sprache von den Fremdwörtern zu säubern, dort, wo entsprechende hochdeutsche Ausdrücke nicht vorhanden sind, nach Luthers alter Anweisung „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen.“

Eine geologisch-morphologische Wandkarte der Provinz Pommern.

Von Dr. Hans Praesent-Greifswald.

In dem bekannten geographischen Verlage von George Westermann in Braunschweig ist eine geologisch-morphologische Wandkarte der Provinz Pommern*) im Maßstabe 1:200 000 erschienen, die im vergangenen Jahre von Curt Habermann im Geographischen Institut der Universität Greifswald bearbeitet und gezeichnet worden ist. Da diese Karte nicht nur einen ganz neuen und eigenartigen Typus unter unseren bekannten Schulwandkarten darstellt, sondern auch für unsere Provinz ein hervorragendes Interesse beanspruchen darf, so sei es gestattet, über dieses neue Lehrmittel eingehender an dieser Stelle zu referieren, um die Aufmerksamkeit aller Interessenten, besonders der Herren Lehrer auf sie zu lenken.

Zeigen die uns bisher bekannten Wandkarten entweder den physikalischen Charakter oder die politische Grenzführung irgend eines Gebietes oder dienen sie ganz speziellen Zwecken, um beispielsweise wirtschafts- oder verkehrsgeographische Fragen zur Darstellung zu bringen, so zeigt die vorliegende Wandkarte von Pommern in geschickter Vereinigung die geologischen und morphologischen Verhältnisse der Provinz. Sie stellt sich also die Aufgabe, die unser Land bildenden geologischen Formationen und die durch die einst und jetzt wirksamen Kräfte geschaffenen Oberflächenformen, in diesem Falle besonders die bisherigen Ergebnisse der Glazialforschung, zusammenzufassen und in übersichtlicher Weise darzustellen. Die Situation und den Maßstab 1:200 000 lieferte die bekannte G. Diercksehe „Wandkarte der Provinz Pommern“, die auch im Verlag von G. Westermann erschienen ist. Die Grundlaaen des Karteninhalts und der Farbengebung bilden die zahlreichen mit Karten versehenen geologischen Arbeiten über Pommern, unter denen die Tere „Geologisch-morphologische Uebersichtskarte der Provinz Pommern“ von St. Keilhack im Maßstab 1:500 000 und die im Rahmen des Kartengebietes bisher erschienenen Sektionen der Königlich Preussischen Geologischen Landesaufnahme im Maßstab 1:25 000 besonders hervorzuheben seien. Aus allen diesen vorhandenen Karten und Skizzen ist auch die konventionelle Farbengebung übernommen worden.

Der Grundton des Landgebietes ist natürlich braun in Folge der weiten Verbreitung der Grund-

moränenlandschaft, von der die ebene durch hellbraune, die hügelige durch rötlichere Flächenfärbung wiedergegeben ist. Die einzelnen Drumlins sind krimitrot, die Oser dunkelbraun und die Endmoränen in zinnoberroten Bogen fallen deutlich ins Auge. Die Talsandgebiete der diluvialen Urstromler und Stauseebecken in dunklem Saftgrün und die alluvialen Ablagerungen in hellem Saftgrün heben sich prächtig ab, ebenso wie die hellgelben Dünengebiete an unserer Küste und die dunkelgelben Heidesande. Die Eintragung der geologischen Formationen: Tertär (gelbbraun), Kreide (grün), Jura (blau), Kambrium (braun), Granit (dunkelrot) und Silurschiefer (rosa) erfolgte nach der internationalen geologischen Farbenskala. Die zahlreichen Salzquellen Pommerns sind durch ein schwarzes Kreuz auf weißem Kreise bezeichnet. Um das glazial modifizierte Meeresbodenrelief des angrenzenden Ostseeteiles darzustellen, wurden die Flächen zwischen den Isobathen von 0—5, 5—10, 10—15, 15—20, 20—40 Meter und über 40 Meter in sechs verschiedenen Klauen Farbtönen angelegt.

Eine kurze Einführung in den Karteninhalt und die Verwendungsmöglichkeit dieses neuen Anschauungsmittels mag das Besagte noch vervollständigen. Das Kartenbild umfaßt die Provinz Pommern und angrenzende Gebiete von Westpreußen, Posen, Brandenburg und Mecklenburg, also den mittleren Teil des norddeutschen Flachlandes, dazu den vorgelagerten Teil der Ostsee bis Rügen und Bornholm. Der geologisch-morphologische Karteninhalt stellt die Einwirkung der Eiszeit auf die Oberflächengestaltung dieser Gebiete dar.

Das norddeutsche Flachland ist durch Material aufgebaut, das das diluviale Inlandeis vom skandinavischen Grundgebirge, dem Ausgangsgebiet der Vereisung, hierher verfrachtet hat. Der Formenschatz, den die nordischen Gletscher bei ihrem langsamen Zurückweichen in ihre Heimat uns hinterlassen haben, ist sehr mannigfaltig, wie die Wandkarte veranschaulicht. Das sich zurückziehende Eis lagert bei einem Stillstande das verfrachtete Moränenmaterial in Rand- oder Endmoränen ab (z. B. die große baltische Endmoräne), die sich im Landschaftsbilde durch wallförmige Blockpackung oder Blockbestreuung morphologisch scharf hervorheben und die höchsten Erhebungen des baltischen Landrückens bilden (im Kartenbilde z. B.

*) Preis aufgezogen mit Stäben 25 M.

Spitzberg 203 Meter, Steinberg 234 Meter, Turmberg 331 Meter). Das Kennzeichen einer solchen Stillstandslage sind 1. Endmoränen und 2. die Moränenlandschaft, die sich in der unregelmäßigen Verteilung von Höhen und Tiefen, dem Vorherrschen des Geschriebemergels und dem Auftreten zahlreicher Seen und Moore zeigt und entweder in enger, räumlicher Verbindung mit der Endmoräne oder auch selbständig auftritt.

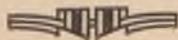
Im Vorlande dieser baltischen Eisstillstandslage schufen die glazialen Schmelzwässer gewaltige Sandflächen, die unsere heutigen von Ericaen und Kiefern bestandenen Heidelandschaften darstellen. Ein Teil der abfließenden Schmelzwässer des Eises sammelte sich in den zahlreichen Seen der pommerschen und mecklenburgischen Seenplatte, ein anderer Teil bildete auf der flachen Sandabdachung kleinere Flüsse. Diese wiederum speisten das gewaltige Thorn-Überswalder Urstromtal und halfen mit sein breittes Tal in die diluviale Hochfläche zu sägen und auf seiner Sohle fruchtbare Talsande abzulagern. Der gewaltige Urstrom, der im Ost-Westlauf vom Narow über Bug, Weichsel, Neke, Warthe, Oder, Havel, Unterelbe den Eisrand bis zur Nordsee begleitete, bildete zwei riesige Stauseebecken um Thorn und Rüstzin, die heute noch durch Moore und Brüche (z. B. Ober-Nekebruch) erkennbar sind. Nach dem Rückzuge des Eises begnügte sich der wasserarme Urstrom mit einem schmaleren Bette, und heute schließlich pendeln die Flüsse oft in dem ihnen viel zu weit gewordenen Urstrombette, dessen sehr geringe Neigungswinkel häufig Gabelungen zur Folge haben.

Das weitere Zurückweichen des Eisrandes hat in Vorpommern deutliche Spuren in einzelnen Moränenzügen hinterlassen. Die Bewegungsrichtung des gewaltigen Obergletschers wird im Südosten des späteren Haffstausees durch die typische Scherung der Drumlins charakterisiert. Das sind mehr oder weniger langgestreckte, aus Grundmoränenmaterial bestehende und in der Richtung der Eisbewegung liegende elliptische Rücken, die sich in dieser größten Drumlinlandschaft Norddeutschlands in Reihen anordnen. Ein weiteres Erkennungszeichen der ungefähren Rückzugsrichtung des Inlandeises bieten die ebenfalls senkrecht zu den Endmoränen streichenden Oser in Hinterpommern, die vermutlich Ablagerungen subglazialer Schmelzwasserströme darstellen und sich eisenbahndammartig aus der hügeligen oder flachwelligen Grundmoränenlandschaft herausheben.

Nachdem der Eisrand von der baltischen Endmoräne weiter nach Norden zurückgeschmolzen war und den Abfluß der hochangeschwellenen Wassermassen des Thorn-Überswalder Hauptstromes in nördlicher Richtung nicht mehr verhinderte, brachen dessen Fluten bei Oberberg nach Norden durch. Vor dem Eisrande staute sie sich zu dem dritten Riesenstausee unseres Gebietes, demjenigen des Stettiner Haffs, auf. Von Osten strömten ihm durch das Pommersche Urstromtal die Gewässer des weit kleineren Rummelsburger und des noch kleineren Perjanestausees zu, während nach Westen der Abfluß hauptsächlich durch den heutigen Strelasund in das angrenzende Gebiet der Ostsee stattfand.

Zahlreich und mannigfaltig sind die weiteren Tatsachen, die man auf der Habermannschen Wandkarte ablesen und sich vergegenwärtigen kann, so die kürzlich von K. Keilhack studierte successtvolle Entstehung der sogenannten Swinepforte, die Bedeutung und Lage des durch Pommerns größtes Moor ausgezeichneten Lebatals, das größte norddeutsche Inlanddünengebiet im Warthe-Neketal, die Entstehung der heutigen Küsten Pommerns, die in ihrem NW-SE und SW-NO-Verlauf die tektonischen Richtlinien der deutschen Mittelgebirge wieder spiegeln und den komplizierten Aufbau der Küsteneinseln Rügen, Usedom und Wollin mit ihren Inselkernen und flachen Nehrungen. In wirkungsvollem Gegensatz zu der Haff- und Boddenküste Vorpommerns steht die Ausgleichsküste Hinterpommerns, deren breiter Dünen-gürtel nur wenige Strandseen haffartig vom Meere abschließt. Verschiedenartig schließlich sind die Probleme, die ein Blick auf das Relief des Meeresbodens entrollt.

Schon diese skizzenhaften Bemerkungen lassen erkennen, ein wie hoher methodischer Wert der Wandkarte innewohnt und nach welchen Richtungen sie vom Betrachter ausgenutzt werden kann. Um ihre Benutzung, auch für die Vorbereitung des heimatischen Unterrichts seitens des Lehrers zu erleichtern, hat Curt Habermann ein kurzes Begleitwort geschrieben, das der Wandkarte, die jede größere Buchhandlung auch zur Ansicht vorlegt, beigegeben wird. Reichhaltige Literaturangaben darin ermöglichen es, die Karte vollständig auszuwerten. Meine Zeilen sollen nur auf dieses moderne Anschauungsmittel im Geographieunterrichte aufmerksam machen.



Balladen

von Hans Benzmann. *)



Die Nacht auf dem Schlachtfeld.

Ein Kaufmann zog geruhig seine Straße.
Die Gegend war verlassen, düster lag
der Himmel über einer grauen Masse
von Sand und Felsen. Als der wolkige Tag
zu Ende ging, hob sich der Staub im Sturm,
krachten die dürren Bäume über'n Weg.
Da trieb der Kaufmann bei dem alten Turm
die Pferde in das schützende Geheg, —
denn hier war eine Herberg, und Joeben
kündten die Lichter, daß hier Menschen leben.
Merkwürdig still ist's nur. Er geht hinein
und bittet um Quartier, um Brot und Wein.
Da sagt der sonderbare Wirt wie tot:
„Wir haben keinen Wein für Euch, kein Brot!
Von weither kommen Krieger heute Nacht,
für sie ist dort das Mahl zurecht gemacht“ —
er weist auf eine Tafel in dem Raum,
dann spricht er weiter vor sich wie im Traum —
„Doch will ich Euch ein kleines Zimmer weisen,
denn unbequem ist heute Nacht das Reisen —
Hört nur, man kommt! . . .“ und heißet ihn
geschwind
in eine Kammer treten. — Hui, pfeift der Wind
schrill in den alten ruffigen Kaminen!
Die Luft summt wie von tausend Bienen. —
Er horcht und horcht — und sieht ins dunkle
Zimmer
durch eine Fuge fall'n des Lichtes Schimmer
und blickt hindurch — in diesem Augenblick
klingt vor dem Tor ganz nah ein Reiterstück —
Getrappel von vielen Pferden rasch ertönt —
und plötzlich von drei Schlägen das Tor
erdröhnt —
ein Laufen hin und her — die Pforte knarrt —

und durch das Tor ein Meer von Waffen starrt —
Standarten weh'n im Fackelrauch blutrot,
die Pferde nicken -- sitzt darauf der Tod?
dreimal und hundertmal? die Augen leer,
blicken die Reiter von den Rossen her —
Trompetenstoß! sie wimmeln in den Saal
und setzen sich ans reichbestellte Mahl.
Indeß sie warten noch — ein Stuhl ist leer,
der hohe dort am Ende. — — Ins Gewehr
tritt plötzlich jetzt die Wache vor dem Tor,
und wieder tönt Musik dem Lauscher an das
Ohr, —

ein Trauermarsch dröhnt schwer und ernst heran, —
auf der Versammlung liegt es wie ein Bann,
als tief die Wache fahn' und Degen neigt
und sich im Tor ein hoher Reiter zeigt. —
Der feldherr! wie ein Bild aus Erz und Gold —
doch seine hohe Stirn ist totenbleich,
zerspalten tief von einem mächtigen Streich, —
er winkt, und dumpf der Trommelklang verrollt . . .
Er springt vom Pferd und grüßt die Tafelrunde,
setzt sich zu ihnen und das Mahl beginnt.
Kein Wort ertönt. Und Stunde geht auf Stunde.
Bis Mitternacht die tiefsten Rätzel spinnt.
Da plötzlich fällt ein Schuß, noch einer, viele,
und vom Getümmel zittert Saal und Diele, —
der feldherr aber winkt, aus ist das Mahl,
er schreitet wie ein Sieger durch den Saal,
das Tor springt auf, und unablässig ziehn
an ihm vorbei lautlos die Kompagnien,
die glänzenden Geschwader, — doch es ist,
als ob die frühe sie wie Schatten frißt, —
die bunten Farben werden grau und fahl,
der Glanz erlischt . . . fern tönt noch ein Choral . . .

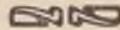
*) Aus »Balladen und Legenden« von Hans Benzmann. — Giese u. Becker, Leipzig, Volksbücherei. Preis geb. 1,00 Mk.

Wo ist der feldherr? wo der hohe Saal?
Der Dämmerung Schleier schweben und ver-
schwimmen . . .

Was ist denn das? das sind ja Vogelstimmen —
Der Kaufmann sieht sich um, sieht seine Pferde
um sich herum, sieht sich auf nackter Erde . . .
Wo war er denn? fand er nicht vor dem Sturm
in einer Herberg Schutz? — kein Haus, kein Turm

ist rings zu sehn, — nur graue Felsenmasse,
und dort durch Stein und Dickicht seine Straße . . .

Nach langem Wege erst ist er gekommen
zu einem Dorf und dort hat er vernommen,
daß in der Gegend, wo er heut geruht,
Einst eine wilde Schlacht voll Mord und Blut
geschlagen worden . . .



Das Gespenst.

Ein Haus liegt außerhalb des Dorfs im Moor.
'S ist Abend, und der Käthner steht im Tor.

Er sieht, wie sich in tiefer Abendruh
die Eb'ne deckt mit roten Dünsten zu,

wie sich der Rauch der fernen Hütten mischt
mit Dämmerfchatten und im Grau erlischt . . .

Er sieht — und reibt die kleinen Augen klar,
sieht wieder hin, — das ist doch sonderbar! . . .

Da flackert etwas rot und gelb, ist da,
ist fort, ist fern, dann wieder wie ganz nah. —

Jetzt flackert's wie ein muntres Feuerlein, —
jetzt flimmert's wie ein bunter Edelstein —

Was ist das? . . ach, ein Irrlicht — was, das
Moor?
die Heide brennt? . . behüt uns Gott davor! . .

Ach nichts, es ist ja fort, flackert wieder auf, —
da treibt's ihn plötzlich hin in wildem Lauf . . .

Vor seinen Augen schwimmt der irre Schein, —
Gestrüpp peitscht ihm hart ins Gesicht hinein.

Und näher kommt er — und mit letzter Kraft — —
Da hebt sich etwas Dunkles grauenhaft, —

dran leckt die Flamme, züngelt rings umher —
Was ist das für ein Kloben schwarz und schwer?

Gott steh mir bei! — er steht vor einem Sarg
und sieht entsetzt den Toten, den er barg —

weiß wie Papier ein wildes Angesicht,
die Phosphoraugen grell auf ihn gerichtet' —

Da schreit er auf — und läuft und fliegt zurück —
und wendet einmal nur den schnellen Blick —

und rasend füllt die Eb'ne sein Gebrüll,
denn hinter ihm rennt über Moor und Müll

lautlos der Tote . . . Aus dem wüsten Graus
taucht endlich wie ein Klotz sein dunkles Haus —

folgt's ihm auch dort? und keuchend ist er drin, —
die Tür fällt zu, und röchelnd stürzt er hin — —

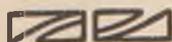
Um Gott — da schlägt das eine Fenster auf, —
da kommt's auch schon die Wand herauf, —

hebt sich — und drohend stehen unverwandt
die Phosphoraugen überm fensterrand. —

Dann springt's empor und schwingt sich in's
Gemach, —
ein Stöhnen nur, — tiefstill ist es danach.

Das Haus liegt ruhig in der Sommernacht.
Die Stunden geh'n. Ein Vogel Lied erwacht.

Der Schäfer treibt vorbei im Morgenrot, —
sieht's Fenster offen, fand den Käthner tot.



Die Liebelose.

Erzählung aus der pommerischen Herzogszeit von Otto Drosk.

(Fortsetzung.)

Als der junge Ritter kaum einige Schritte auf der trügerischen Fläche getan hatte, begann sein Fuß bereits einzusinken und unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte, um wieder auf festen Boden zu gelangen; aber während er sich der Mitte näherte, geriet er nur tiefer in den breitgen Sand. Schon stand er bis über die Kniee im tüdischen Grunde, da nahm er alle seine Kräfte zusammen, um der unheimlichen Fesseln ledig zu werden. Aber gleich als wären seine Füße mit Steinen beschwert, hafteten sie in dem saugenden Sande, und sobald er den einen Fuß hob, sank der andere nur noch tiefer ein. Er vermochte sich nicht mehr frei zu machen. Da gab er die Hoffnung, dem in so gräßlicher Gestalt sich erneut nahenden Tode zu entrinnen, auf und rief in tiefem Seelenschmerze aus: „O du gnadenreiche Jungfrau Marta, die du als holdes Bildnis meinen guten Schild schmückst und der ich bisher in Treuen diente, warum ledest du mich, anstatt daß ich hier jämmerlich und unrühmlich verderbe, nicht schon vordem daheim in ehrlichem Kampfe fallen? Meine Sippe hätte meines Andenkens als eines tapferen Kämpfers in ehrender Minne gewartet, nun aber muß ich hier, ohne Kunde meines Unterganges zu hinterlassen, elendiglich ersterben gleich dem Edelhirsch des Waldes, der vor der treibenden Meute der Hunde auf das schwankende Moor flüchtet und dem unter trügerischer Decke lauernden Tode in den gierigen Klauen sinkt!“ Und dann gedachte er der vermeintlichen Verräterin, doch nur in tiefem, klagendem Schmerze; kein häßliches Gefühl bösen Zornes, keine Regung unchristlichen Hasses übermannte sein Herz im Angesichte des Todes. Aber über die unselige Gegend ringsumher sprach er eine schwere Vermünschung: „Fluch dir, du tüdische Stätte!“ rief er zornvoll aus. „Liebe hoffte ich hier zu finden vertrauensvollen Herzens, aber liebelos, wie in der Wenden Mundart schon dein Name klingt, erwürgst du ohne Erbarmen voll Lüge mein jungfräuliches Leben. „Liebelose“ müßte fortan dein Name sein!“ Dann, bereits bis an die Hüften im gurgelnden Sande versunken, befahl er Gott und allen Heiligen seine Seele und erwartete voll Ergebung den Tod. —

Inzwischen war es in Herrn Sambors Burg gleichfalls zu Streit und Kampf gekommen, wenn

es dabei auch nicht blutig zugeht wie im grünen Waldbrevier am Lindenbach.

Slavina befand sich gerade in der Vorhalle der Burg, als schweißbedeckt und heftig atmend der ihr wohlbekannte Tempeldiener Metelka erschien und Herrn Sambor zu sprechen wünschte. Der Mann stutzte sichtlich, als er der jungen Herrin ansichtig wurde, und schenkte sich sein Auge dem ihrigen aus, während sie ihm bedeutete, daß er den Vater im Saale finden werde. Slavina dachte über das eigenartige Benehmen des Mannes, der irgend eine eilige Botschaft zu bringen schien, nicht weiter nach, weilten doch ihre Gedanken bei dem Geliebten, zu dessen Empfang sie in wenigen Augenblicken aufzubrechen gedachte. Nur wollte sie noch vorher Bogen und Pfeile, die sie auf ihren Ausgängen stets bei sich führte, aus ihrer Kammer herabholen. So stieg sie denn die breite Holzstiege zu ihren Gemächern empor, nahm Waffe und Köcher an sich und war gerade im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als der Vater bei ihr eintrat und berichtete, daß nach soeben eingetroffener Meldung in kurzer Frist Herr Jakzo zu Besuch erscheinen werde. Slavina dürfe die Burg nicht verlassen, da sie dem Gaste den Begrüßungsstrank zu reichen habe. Auch müsse sie der Mägde acht haben, damit sie Speise und Trank nach Gebühr herrichteten.

Da Herr Sambors einzige Gattin bereits gestorben war, lag es der Tochter ob, die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Nun aber war der rohe und trunksüchtige Jakzo der jungen Maid in der Seele zuwider. Sie wußte, daß er um sie warb und befürchtete, daß der Vater ihm ihre Hand bereits zugesagt habe. So erwiderte sie diesem denn, während sich ihre Wangen in edlem Eifer röteten:

„Ich begehre keinen Trunkenbold zum Gemahl und will auch nicht dessen Liebe mit niederen Weibsbildern teilen, wie Herr Jakzo deren schon mehrere in seinem Hause hält. Ich allein will, wie es meine Mutter war, Herrin sein über Haus und Herd, ich allein meines Eheherrn genießen. Oft schon habe ich mich, sobald der unerwünschte Freier mit Knecht- und Hundetroß lärmend in die Burg eintritt, heimlich in den Wald flüchten müssen, um nicht früher heimzukehren, als bis ich den Hörnerschall des wieder abziehenden Schwarmes vernahm. Selbst bei harter Winterkälte mußte ich mich in irgend einer wärmenden Hütte vor den rohen Scherzen des Edlen bergen. Auch heute treibt er mich

wieder aus dem Hause, denn bewillkommen werde ich ihn nicht.“

Doch nun waltete Herr Sambor in so furchtbarem Zorne auf, wie Slavina es noch nie an ihm erlebt hatte, und befahl ihr aufs strengste, daheimzuweilen und ihr Gemach nicht zu verlassen. Als er sich entfernte, vernahm Slavina, wie er den Riemen der Türsclinke durchschnitt und herauszog. So vermochte sie die Tür von innen nicht zu öffnen. Da hämmerte sie in ohnmächtigem Zorne mit den Fäusten gegen die Bretter. Als sie das Unnütze und kindische ihres Zuns einsah, warf sie sich voll grimmigen Trostes auf ihre Lagerstätte. Da schwarzte sie bei sich, trotz alledem sofort heimlich das Haus zu verlassen, sobald sie dem verhassten Gaste den Willkomm geboten haben würde. Vielleicht, daß sie den Geliebten dann noch antraf oder ihm wenigstens einen Gruß auf die See nachzufenden vermochte.

So hatte Slavina wohl eine halbe Stunde in dumpfem Troste und in widerwilliger Erwartung des Besuchers geharrt. Da erhob sie sich und trat an das Fenster, um nach jenem auszu schauen. Sie vermochte von ihrer Kammer aus den ganzen See zusamt dem Wege, der um ihn herum lief, mit dem Blick zu umspannen, aber bis oben auf die ostwärts gelegenen Berge hinauf, soweit sie den Jahrdamm mit dem Auge verfolgte, war keine Spur des Nahenden zu bemerken, verlassen und still lag die Straße da. Dies befremdete Slavina, hatte der Vater doch erklärt, der Gast würde alsbald erscheinen. Da fiel ihr Blick zur Seite auf den Hof, und dort sah sie die Hausmägde ruhig mit den Knechten plaudern, gerade, als ob kein Besuch erwartet würde, als ob nichts herzurichten sei. Dies war ihr unerklärlich. Und nun fiel es ihr plötzlich bei, daß sie den Priesterknecht, denn dieser kam doch nur als Bote in Betracht, noch vor wenigen Stunden am Strande bemerkt hatte, als sie von der Mövenjagd heimwärts kam. In dieser kurzen Zeit konnte er nicht den meilenweiten Weg zum Sitze Herrn Satzos und von dort zurück gemacht haben, so wahrscheinlich es auch sonst gewesen wäre, daß dieser seine Anwesenheit im Dorfe benutzte hätte, um ihm die Botschaft anzuvertrauen. Daß aber Satzo diese durch einen seiner Knechte an den Oberpriester hätte ergehen lassen, damit sie dieser wiederum dem Vater übermittele, hielt sie für ausgeschlossen. Und nun stieg plötzlich ein furchtbarer Verdacht in ihrem Innern auf, und im Augenblick hatte sie alles durchschaut. Auf irgend eine Weise mußte ihr Geheimnis entdeckt worden sein. Der Priesterknecht war als Späher an den Strand entsandt, um des Ritters Erscheinen zu melden, und man wollte nur gegen diesen einen Anschlag ausführen.

Da hielt es Slavina nicht länger in ihrem Gemach. Sie zerriß die Leinwand ihres Bettes, knüpfte die Streifen aneinander, drehte sie zu einem Seile zusammen und befestigte dies am Fenster. Dann raffte sie Bogen und Köcher auf und ließ sich

in den Garten hinab. Hier schlüpfte sie durch die kleine Pforte des inneren Paltfadenzaunes, setzte auf ihrem Rahne über den Wallgraben und eilte sodann voll banger Ahnung und in angstvoller Hast an die Stätte ihres jungen Liebesglücks. Hier fand sie bald die beiden erschlagenen Knechte und eilte nun schon froherer Hoffnung zum Strande hinab. Dort aber sah sie das Boot in der dem Heim des Geliebten entgegengesetzten Richtung davonsegeln und erkannte zu ihrer größten Beunruhigung, daß es leer dahintrief. Nun überflog sie mit ängstlich spähenden Blicken den Strand. Da, das Blut drohte ihr in den Adern zu stocken, erblickte sie an der gefährlichen Uferstelle den Geliebten, wie er bereits bis zu den Hüften im trügerischen Sande versunken war. Wohl mochte die Entfernung zwischen beiden dreihis vierhundert Klafter betragen, aber in Windeseile war sie von ihr durchgemessen, kaum schienen ihre flüchtigen Füße den Grund zu berühren.

Runrad bemerkte nicht das Nahen der Geliebten, er sah überhaupt nichts mehr von der irdischen Welt und wollte auch nichts mehr sehen. Er hielt die Lider geschlossen und nur sein inneres Auge schweifte weithin in die Ferne, in vergangene, schöne Zeiten. Er sah sich als fröhlichen Knaben am Ufer des Rheins, wie er mit Pfeil und Bogen die Eichenwälder, die des Vaters Burg umkränzten, durchstreifte, das flinke Reh zu erjagen oder den listigen Fuchs und Marder zu beschleichen. Er sah sich mit seinen Genossen auf der Schulbank des Klosters zu St. Gallen, wie sie unter Leitung des gelehrten Vaters-Scholarhus die wunderbaren Mären des Ovidius und die Abenteuer des Troerhelden Menäas lasen. Damals hatte ihn die erste Sehnsucht nach der Fremde gepackt, der er sich seitdem nicht mehr zu erwehren vermochte und der er nun hier zum Opfer fiel. Und seiner lieben, treu sorgenden Mutter gedachte er, und seines hochgemuten Vaters, die nun schon beide im Grabe ruhten. Auch die alte, liebe, einsame Burg erschien ihm, auf der jetzt sein älterer Bruder waltete, umgeben von liebender Gattin und lieblich erblickenden Kindern. Und dies letzte Bild, das gleich den andern pfeilschnell an seinem Geiste vorüberglitt, tröstete ihn. Das edle Geschlecht der Wendhausen würde nicht zu Grunde gehen, wenn er selbst auch hier oben im Barbarenlande ein klägliches Ende nahm.

Runrad hielt noch immer die Augen geschlossen; einträchtig und einschläfernd rauschte in regelmäßigem Zeitabstande die Woge auf den Sand, und fast wollte es den Todbereiten bedünken, als sei es auch hier in der hehren Einsamkeit der Natur kein schlechtes Sterben. Da vernahm er plötzlich Geräusch nahender Füße, wandte seinen Blick und — gewahrte die Geliebte, wie sie mit hochgeröteten Wangen und stiegender Gewande in Windeseile gleich der gehezten Stundin herbeistürmte. Noch hörte er, wie sie ihm etnige ermutigende Worte zu-

rief, dann war sie hochaufwärts dabongeeilt. Kaum mochte eine Frist vergangen sein, in der man das Paternoster spricht, da lehrte die Schnellfüßige schon in atemlosem Laufe zurück, hinter sich her aber schleppte sie eine lange, fichtene Stange. Diese schob sie dem Versinkenden mit dem Geheiß zu, sie fest zu ergreifen und nicht wieder entgleiten zu lassen. Darauf zog sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, selber fast knietief im Sande versinkend, die Stange an sich, bis sie bemerkte, daß der Körper des Geliebten sich zu heben begann. Als sein Oberleib völlig frei geworden war, forderte sie ihn auf, sich vornüber zu werfen, und als dies geschehen, schleppte sie, rückwärts schreitend, die teure Last völlig auf sicheren Boden. Aber nun war es mit Kunrads Kraft fast zu Ende, in Folge der gewaltigen Anstrengung hatte die Wunde heftig zu bluten begonnen und mit dem Blute schwand die Stärke. Als Slabina das an dem Pfeilstumpfe herabtropfende Blut bemerkte, erschraf sie heftig, öffnete schnell das Koller, zerriß ihr Untergewand über dem Busen und verschloß damit die Wunde. Darauf vermischte sie mit der Stange die Fuß- und Schleifspuren im Sande, ergriff den Geretteten bei der Hand und führte ihn eine Strecke das Fließ hinauf, bis sie an einen schmalen Bohlensteg gelangten, der das Gewässer überbrückte. Mit der einen Hand Schritt für Schritt die Stange, die diesem Zweck diente, in den Bachgrund bohrend, um das Gleichgewicht zu behaupten, umfaßte sie mit der anderen in festem Griffe des Ritters Arm und geleitete ihn so sicher über das schlüpfrige Gebälk an das jenseitige Ufer. Nachdem sie die Stange über den Bach zurückgeworfen hatte, führte sie Kunrad einige Tausend Schritt weiter in den Wald hinein, wo das Kräuterweib einsam mit ihren beiden Tochterbuben hauste. —

Nun erst, auf dem Wege zur Waldfrau, hatte sie Ruhe und Muße, dem Geliebten die Vorgänge der letzten Stunde zu berichten. „Du siehst also,“ schloß sie ihre Mitteilungen, „mein Vater hat den schändlichen Plan, den man zu Deinem Verderben erfunden, ins Werk gesetzt und der Oberpriester ist sein Mitschuldiger, und jedenfalls auch der Anstifter des Verbrechens. Vor wenigen Tagen hat er längere Zeit in der Burg bei meinem Vater gewohnt. Der Fischer, von dessen Streit mit Deinem Bootsknechte Du einmal erzähltest, hat uns jedenfalls behilft. Aber, hier schwöre ich es, der tüchtige Priester soll seiner Strafe nicht entgehen. Denn nur er ist der Angeber, ein anderer durfte es nicht wagen, meinem Vater eine Mitteilung zu machen.“

Drohend blickte das Auge der schönen Maid, dann aber drückte sie zärtlich die Hand des geliebten Mannes und mitleidsvoll ruhte ihr Blick auf seinem Antlitze. Nun aber hatte man die Hütte erreicht.

Die Kräuterfrau verstand die Heilkunst. Behutsam entfernte sie den Pfeil aus dem Fleische, stillte das erneut stärker hervorquellende Blut, reinigte die

Wunde mit heilendem Kräuterbalsam und zog sie durch ein Pflaster kunstgerecht zusammen. Während sie darauf dem Ritter einen stärkenden Trank bereitete, bereitete dieser mit der Geliebten, was beide nun vorerst zu beginnen hätten. Da sagte Slabina: „Hörstest du nicht schon während unseres Wanderns im Westen die Donner rollen? Nun zieht der Sturm daher, und die ersten schweren Tropfen klatschen hernieder auf die Blätter. Es wird ein schweres Unwetter geben, aber dies bewahrt uns vor Verfolgung. Wenn es verzogen ist, wird mein Vater nach dem Meuchelmördern Nachsorge halten und sie sogleich auffinden, denn unsere heimliche Liebesstätte ist ihm allen Anzeichen nach wohlbekannt. Nun wird er nach deinem Verbleib forschen, wird deinen Hut mit den Ketherfedern, den ich inmitten jener bösen Stelle liegen ließ, schon von weitem erblicken und frohlocken, daß du dem Tode dennoch nicht entronnen seiest, denn unsere Spuren bis zur Gasnarbe des Ufergebüsches habe ich sorgsam verwischt. Die Spürhunde aber, die er auf seinem Gange vielleicht mit sich führen möchte, werden wegen des heftigen Regens — hör' nur, wie er draußen rauscht! — keine Witterung von uns haben. Auch warf ich zur Sicherheit, wie du wohl bemerkt hast, die Stützstange an das jenseitige Ufer zurück. So besteht kein Verdacht, daß du oder wir beide uns hitherhin gewandt haben könnten. Wenn mein Vater nun meine Flucht entdeckt, wird er sogleich richtig dahin schließen, daß ich zum Strande geeilt sei, um dich dort noch anzutreffen. Wenn ich nun nicht heimkehre, muß er wähnen, ich habe mich aus Furcht vor seinem Zorne zu irgend einer bekannten Herrtentochter geflüchtet, deren ich ja mehrere in der Nähe und in weiterer Entfernung kenne. Und nun meine ich: wir verweilen hier in der Hütte bis zur Dunkelheit, — daß der Mond zur Zeit nicht am Himmel steht, kommt uns zugute —, und dann begeben wir uns zu deiner Burg. Mittlerweile entsenden wir dorthin einen der Buben und bescheiden einen deiner Knechte und einige Gewappnete mit einem Gefährt an einen bestimmten Ort jenseits der Siedelung. Denn den meilenweiten Weg darfst du bei dem Blutverluste, den du erlittest, nicht zu Fuß zurücklegen; auch möchte deine Wunde, selbst wenn du den Weg zu Rosse machtest, leicht wieder aufbrechen. Ich aber ziehe mit dir, erstlich, um dich zu pflegen und deiner Wunde zu warten, bis du genesest, und zum andern, weil mir graut, mit dem unter einem Dache zu hausen, der es kalten Blutes über sich zu gewinnen vermöchte, seinem einzigen Kinde das Liebste, was diesem auf Erden eignet, grausam zu rauben. Bei deinen Meistersleuten wirst du wohl ein Plätzchen für mich finden. Bist du gesundet, so sende mich, bis ich dein Eheweib werde, dorthin, wohin es dir gut dünkt. Oder — und bei diesen Worten blickte sie dem Geliebten fast angstvoll ins Auge — hast du ob der Frevelthat meines Vaters deinen Sinn etwa geändert? Zu veratzen wäre es dir billigerweise nicht, wenn du

die Tochter eines Meuchelmörders als Eheweib ver-
schmähtest.“

Da blühte Kunrad seinem Lieb treuinnig ins
Auge und verschloß ihren Mund, der so traurig
bittere Worte sprach, mit herzlichen Küssen. Dann
aber erwiderte er: „Ich stimme dir in allem zu,
vieles Lieb. Auch ich möchte dich nicht mehr
hier wissen, seitdem ich den harten und mitteil-
losen Sinn deines Vaters kenne. Wie mir durch
den Aufenthalt in der Bischofsstadt bekannt, wird
die Ehe bei Euch kurzerhand gestiftet, des Vaters
Wille genügt und der Bund ist alsbald geschlossen.
Da möchte dein Vater mir doch einen bösen Streich
mit dir spielen, sobald er vernimmt, daß ich noch
auf Erden wandele.“

Schelmisch lächelnd streichelte Kunrad bei diesen
Worten die Wange der Geliebten, aber diese rich-
tete sich hoch empor und sprach, indem sie wie
kampfbereit den Arm erhob: „Die Schmach sollte
er mir anzutun wagen! Wahrlich, es gäbe ein
Unglück!“

Bewundernd ruhten die Blicke des Ritters auf
dem mutigen Mädchen während er von neuem be-
gann: „Du sprachst soeben die so sicher klingenden
Worte: „Bis ich dein Ehegemahl werde.“ Befürch-
test du denn nicht, daß dein Vater, sobald er das
Mißlingen seines Anschlages erfährt, in seinem
Zorne und dem Gefühl unbefriedigter Rache unsere
Vereinigung mit allen Mitteln verhindern wird?
Ob er nicht gar, wenn alle anderen Mittel, dich
wiederzuerhalten, versagen, das Volk gegen uns
aufreizen wird, so daß wir zuletzt dennoch seiner
Rache zum Opfer fallen? Denn daß er unter den
jetzigen Verhältnissen, die er ja alsbald erfahren
muß, dem Wunsche des Fürsten sich willfährig er-
zeigt, glaube ich nimmermehr.“

Slabina aber antwortete dem Geliebten: „Ich
glaube vielmehr, daß gerade das Fehlschlagen sei-
nes Planes uns von Nutzen ist. Wie ich nämlich
die Gefinnung meines Vaters kenne, würde er es
als eine außerordentliche Schmach empfinden, wenn
die Untat ruckbar würde. Mein Vater ist wohl
hart und jähzornig, aber Meuchelmord hat er bis-
her stets verdammt, aus welchem Grunde ich zu
meinem Troste auch annehme, daß er zu der Trebel-
tat überredet ist. Sobald ihm daher gedroht wird,
das geplante Verbrechen kund zu machen, wird er,
wie ich mit Sicherheit annehme, seinen Widerstand
aufgeben. Seine Ehre vor dem Volke und dem
Fürsten zu wahren, ist sein vornehmlichstes Stre-
ben.“

„Mein, mein Lieb,“ fiel hier der Ritter der Ge-
liebten ins Wort, „das verhüte der Himmel. Durch
eine niedrige Tat, eine Drohung, würde ich ihn
nimmer zu zwingen suchen, uns zu willfahren.
Doch sei deshalb nicht ungetroßt, es wird sich wohl
noch ein gerader Weg finden, seinen Sinn umzu-
stimmen.“

Zu später Stunde verließen die Liebenden die
gastliche Stätte. Ungefährdet gelangten sie an das

bestellte Gefährt. Um Mitternacht öffneten sich
ihnen nach glücklicher Fahrt die Tore der sicheren
Burg, und hier empfahl Kunrad sein Kleinod der
Obhut und Fürsorge der alten, treuen Schaffnerin.

Brauendes Wetter.

Am Tage nach dem Ueberfall auf den Ritter
nahm Herr Gniefomar Abschied von seinem Bruder,
um auf seine Burg zurückzukehren. Wie er sich er-
innerte, hatte der Fürst einmal erklärt, im Früh-
jahr, sobald die Witterung beständiger und das
Wetter wärmer würde, sein geliebtes Kloster zu
Grabow besuchen zu wollen, das nun unlängst voll-
endet war. Und Herrn Gniefomars Herrschaft lag
nicht weit entfernt von Grabow, so daß anzuneh-
men war, Herr Ratibor werde ihn bei seiner An-
wesenheit auf der Insel zu sich entbieten oder auch
selber bei ihm versprechen.

So weilte nun Herr Sambor allein auf seiner
Burg, denn Slabina war nicht heimgekehrt.

Der Burgherr glaubte nicht zu irren, wenn er
annahm, daß die Tochter ebenso wie er selbst an
dem auf der Todesstätte verbliebenen Varet des
Ritters dessen Untergang ersehen habe und darauf
zu irgend einer Freundin geflohen sei, um der ge-
fürchteten Vermählung mit Herrn Jakzo zu ent-
gehen. Wenn Herr Sambor nun auch nicht be-
fürchtete, daß Slabina den gegen den Ritter ver-
übten Anschlag verraten werde, so machte er sich
jezt doch Vorwürfe, daß er nicht sogleich während
der ersten Tage nach seiner Heimkehr Gelegenheit
genommen hatte, die Tochter darüber aufzuklären,
daß es gar nicht in seiner Absicht gelegen habe, sie
dem Trunkenbold zu überliefern, daß er bei Ver-
folgung seiner Pläne den leutereichen und weitver-
stüpften Mann nur nicht habe übergehen dürfen; ihn
auch nur aus diesem Grunde bei seinen offensicht-
lichen Bewerbungen um ihre Hand nicht abgewiesen
habe. Ja, Herr Sambor meinte sogar, daß Sla-
bina, wenn sie erfahren haben würde, daß ein
Fürstenthron ihrer harre, bei ihrem Stolze des
Ritters leichter vergessen hätte. Und je mehr der
Vater sich die vermeintliche Gefinnung der Tochter
vor Augen stellte, desto mehr zürnte er schließlich
sich selbst, daß er dem eigenen Fleisch und Blut
nicht einmal das anvertraut hatte, was seine Mit-
verschworenen bereits über das ganze weßliche
Pommerland von Persante bis Oder getragen hat-
ten. Slabina hätte in diesem Falle nicht nötig ge-
habt, ihn zu fliehen und sich vor ihm zu verber-
gen, wenn er zur rechten Zeit gesprochen hätte. So
kam es schließlich, daß er sein Kind bemitleidete
und sich selber grollte. Eine weiche Stimmung kam
über ihn, besonders des Abends, wenn er noch zu
später Stunde allein neben den brennenden Kerzen
im Herrensaale saß, eine Stimmung, die er früher
nicht gekannt hatte; und in dieser schweiften seine
Gedanken nicht selten auch gen Kammin, zum
Fürstenhofe hinüber. Dort saß der greise Herr Ra-

tibor mit seinen beiden Söhnen, seines Bruders Söhnen und seiner Gemahlin Prizislava, der Tochter des ehemaligen Polenherzogs Boleslav. Dies ganze Geschlecht sollte er nach dem Räte des Preußenfürsten und mußte er zum Wohle des Vaterlandes verderben. Herr Sambor war kein Christ, und die hohe Lehre von der Pflicht der Menschlichkeit war ihm ebenso verborgen wie das Gebot „Du sollst den friedlichen Nächsten nicht töten!“. Aber wie in der Brust jedes höher gestitteten Menschen jeglichen Glaubens bereits ein natürliches Ahnen der weiterlösenden Wahrheit der von dem Nazarener gepredigten Liebeslehre und ein mahnendes Warnen gegenüber den Gelüsten der rauh und rohen Urnatur des Menschen lebt und den himmlischen Funken des Mitgeföhls zum Leben erweckt, so erwachte in diesen stillen Stunden inneren Sichverfertens auch in Herrn Sambors nicht niedrigem Gemut ein edleres Gefühl milder Menschlichkeit, und unter dessen sanfter Gewalt geriet das Herz des Burgherrn in einen ebenso qualenden Zwiespalt der Geföhle, wie sein Geist sich zermarterte, einen Mittelweg zwischen seinen vermeintlichen, harten Pflichten gegen das Vaterland und den milderen Regungen seines Busens zu finden.

Zu dieser Beunruhigung seiner Seele gesellte sich im Laufe der Tage noch eine weitere Sorge. Es fanden keine Nachforschungen nach dem Ritter statt. Acht Tage waren bereits seit dem Ueberfall verfloßen und weder einer der Burginsassen noch Abgesandte des Bischofs oder des Fürsten hatten sich am Strande gezeigt, wie seine beiden vertrauten Diener, Onisko und Pitezka, die er dort mit einem unversänglichen Auftrage von Morgen bis Abend weithin auf- und abstreifen ließ, jedesmal bei ihrer Rückkehr meldeten. Wenn der Ritter daheim auch das Ziel seiner häufigen Bootfahrten nicht verraten hatte, so war doch als sicher anzunehmen, daß sie selber ebenso wie ihre ungefähre Dauer und Richtung bekannt waren. Die Burgleute konnten deshalb nicht annehmen, daß ihr Herr ausnahmsweise einmal westwärts gefegelt sei, um vielleicht das nahe Kammin oder nicht viel weiter gelegene Wollin aufzusuchen. Denn in diesem Falle hätte er ihnen sicherlich von seiner Absicht Kenntnis gegeben. Sie mußten dort also in dem Glauben sein, daß er seine gewohnte Ausfahrt gemacht habe. Weshalb aber wurde dann weder von ihnen noch von seinem Ohm, den sie doch sogleich von dem Verschwinden des Neffen hätten benachrichtigen müssen, nach seinem Verbleib geforscht? Oder sollte es ihm doch geglüdt sein, die gefährliche Stelle zu überschreiten? Mehreren der Horster Dörfler war dies schon bei gleichem Wasserstande gelungen, indem sie auf allen Bieren schnell über die Landbrücke liefen. Dies aber waren äußerst gelenkige, lakenstinke Burtschen von leichtem Körpergewicht gewesen, auch hatten sie unter Hände und Füße breite Rindenstücke gebunden, um eine breitere Tragfläche für den Körper zu haben. Aber einem durch starke Schuhe und das

Gewicht der Kleidung obendrein beschwerten Körper, wie ihn der Ritter besaß, war eine solche Leistung nicht zuzutruwen. Und wiederum war es nicht unmöglich, daß jenem gerade bei dieser Art der Fortbewegung die Kopfbedeckung entfallen war, die andernfalls doch wahrscheinlich zugleich mit ihm versunken wäre. Sollte Slavina einmal mit ihm über die gefährliche Stelle, die in der Umgegend jedes Kind kannte, gesprochen und ihm dabei mitgeteilt haben, wie die waghalsigen Einheimischen den Uebergang über sie bewerkstelligten? Dann hätte das Varetz ihn und den Priester sowohl, die es noch am gleichen Tage bei ihrer Nachsuche nach den Knechten mittels der langen Brückenlange entfernt hatten, wie auch wahrscheinlich Slavina, zu einer ganz falschen Annahme verleitet.

Je öfter die ausgesandten Knechte ohne die erwünschte Nachricht heimkehrten, desto mehr befestigte sich in Herrn Sambor die Befürchtung, daß der Ritter sich auf jene von ihm vermutete Weise vor dem Untergange bewahrt haben möchte. Als sich aber diese seine Annahme mit der Zeit zum festen Glauben verstärkte, nahm seine schon ohnehin qualerliche Unruhe nur noch zu. In solchen Stunden grabelnder Ungewißheit und beunruhigender Befürchtungen nahm Herr Sambor an, daß der allem Anschein nach aus dem Kampfe mit den Knechten unverfehrt hervorgegangene Ritter sich sogleich zu seinem Ohm begeben habe, und daß dieser nun den ihm in allem willfährigen Fürsten zu irgend einem Handstreich gegen ihn aufreizen werde. Denn daß der Ueberfall sein und keines andern Wert sei, mußten jene aus den ganzen Umständen sogleich geschlossen haben.

Herr Sambor kannte seine Furcht für seine eigene Person, aber wie er nach den Enthüllungen des Oberpriesters seine ursprüngliche Absicht, dem Ritter selber entgegenzutreten und ihn für seine Frevel zu bestrafen, nur in der Erwägung aufgegeben hatte, es möchte im Falle seines immerhin möglichen Unterliegens die wichtige vaterländische Sache, die er gerade betrieb, nicht zum glücklichen Ende gelangen, so beunruhigte ihn auch jetzt ein ahnungsvolles Befürchten, daß aus diesem seinem Zusammenstoß mit dem Ritter seinem Werke ernste Gefahr erwachsen möchte.

So geschah es, daß diese beängstigenden Ahnungen im Verein mit der qualenden Ungewißheit über das Schicksal des Ritters und das Verbleiben der Tochter Herrn Sambor bei Tage unstät umhertrieben und bei Nacht keinen Schlaf finden ließen. In dieser seelischen Erregung durchstreifte er oft bis an den späten Abend meilenweit sein Gebiet, zumteil mit der Absicht, durch körperliche Ermattung wenigstens für die Nacht Ruhe zu gewinnen. Voll Sehnsucht erwartete er daher die Zeit der Sommerwendende, nach der die große Volkserhebung stattfinden sollte und bis zu der es kaum noch zwei Mondviertel währte.

In diesen Tagen der Ungewißheit und Erregung ritt Herr Sambor auch bei mehreren Mitverschworenen seiner Nachbarschaft ein, teils, um noch einige Anordnungen für den großen Tag durch sie weitergeben zu lassen, teils auch, um vielleicht Genaueres über den Aufenthaltsort der Tochter zu erfahren.

Betreffs der fremden Priester und der im Lande bereits ansässigen Deutschen wurde bestimmt, daß sie ohne Schädigung ihres Lebens und ohne Beschimpfung über die Grenze gebracht werden sollten. Die beiden zu Stolp im Liutizenlande und zu Grabow auf Wollin erbauten Klöster sollten ebenso wie sämtliche dem neuen Glauben geweihten Kirchen und Kapellen bis auf den Grund zerstört werden. Nach erfolgter Erhebung des platten Landes wollte man zunächst die Städte und Flecken auffordern, unverzüglich zu dem übrigen Heeresbanne zu stoßen. Herr Sambor und seine Getreuen hofften, daß die Mehrzahl sogleich mit ihnen gemeinsame Sache machen würde, da der Haß gegen

die Polen überall der gleiche war. Dazu war man auch in den Städten vielfach mit der neuen Lehre unzufrieden. Die Orte, in denen sich fürstliche Vogteien befanden, mußte man nötigenfalls mit Gewalt zum Anschluß an die gemeinsame Sache zwingen. Für die Liutizen sollte der Kampfpreis die Befreiung von der neuen Lehre sein, die ihnen nach ihrer Besiegung von Herrn Wartislab aufgezwungen war. Mehr beehrten sie nicht, denn nachdem sie im Lauf der Jahre den starken Schutz, den ihnen der größere und mächtigere Stammesbruder gewährte, am eigenen Leibe erfahren hatten, waren sie nunmehr mit ihrem Lose zufrieden. Die fürstliche Familie wollte man bis nach gewonnener Sache in sicherem Gewahrsam halten und dann würden die Edlen des Landes von Fürst Rattbor und seinen beiden Söhnen und Neffen auf einem gemeinsamen Landtage die vorzubringenden Forderungen sich zusichern und diese Zusicherung eidlich bekräftigen lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Mein Deutschland.

Von H. Glaeser, Stettin.

Ich blickte hinaus von den Hügeln am Strand. —
 Dahinten, dahinten liegt Engeland.
 Mir wars, als zöge weit übers Meer
 Ein häßlicher, stickiger Giftschlauch her.
 Ich blickte hinaus von den Bergen am Rhein. —
 Dahinten, dahinten muß Frankreich sein.
 Mir war's, als sah ich Gesichter — blaß,
 Verzehrt, verzerrt von tötlichem Haß.
 Ich blickte hinaus vom Sudetengrat, —
 Dahinten, dahinten der russische Staat.
 Mir wars, als sah ich nicht Menschen hier,
 Nein, wildes, blutiges Raubgetier.
 Ich blickte hinaus von der Alpe Rand. —
 Dahinten, dahinten Italiens Land.
 Mir wars, als hätte sich aufgereckt
 Eine Judasfaust, mit Blut besfleckt.
 Ich blickte hinaus von des Harzes Höh'n,
 Rings um mich her, — mein Deutschland schön.
 Mir war's, als kläng es vom Himmel her,
 Dich, Deutschland, verlasse ich nimmermehr!

Onkel Malte.

Roman von Klara von Sydow.

(Nachdruck verboten.)

Überall bringt die Erde Gras und Kräuter hervor. Aber gar verschiedene auf den verschiedenen Landstrichen. Überall strahlen Mädchenaugen und lächeln Mädchenlippen in verheißungsblauen Himmel hinein. Aber das Augenstrahlen und Lippenlächeln der Witte Mädchen ist von besonderer Art.

Etwas von dem Traumglanz weltenträuter Einsamkeit ist ihm eigen, eine heitere Stille. Man unterscheidet die Bitterinnen unter allen anderen Mädchen Kügens.

Ihr Heimatdörfchen gibt ihnen das unverwundliche Gepräge.

Nichts kann verlassener und nichts auch wieder holder gelegen sein. In die Tiefe einer zum steinigen Meeresufer niedergleitenden Bucht eingeklemmt, wird es doch von Obstbäumen oder vereinzelt Schwarzpappeln anmutig überschattet.

Unordentlich liegen seine Hütten rechts und links von der mitten hindurchführenden Straße. Immer eine ein Stück über der benachbarten, oder schräg zur Seite. Dazwischen freundliche Gartenflecke — manchmal nur in Gestalt kleiner Graswüsteneien — ein haufälliger Viehstall und das abgetrocknete Ende eines mit unbehauenen Steinen gepflasterten Fußsteigs, der möglichst gradlinig in den Fahrweg mündet.

Witte ist in seiner bescheidenen Art fast weitläufig gebaut und nimmt sich doch von oben herab wunderbar eingeengt aus. Beinahe wie etwas Regloses und Verwünschenes. Das Auge ruht auf ihm wie auf einem bloßen Wulde. Besonders, wenn man bis zu der lahnen Höhe steigt, auf der über der weich ausgefüllten Schlucht die Kapelle steht. Sie, die so erwecklich durch die Schlichtheit ihrer Feldsteinmauern und ihres anspruchslosen kleinen Rundbaues predigt und doch der Einsamkeit des Dörfchens erst die Krone aufsetzt. Nicht Baum, nicht Strauch rings um sie her. Gräser und Kräuter allein spritzen in ihrer Nähe und werden als Viehweide benutzt. Nur ein schmaler Gürtel des halb dünnenartigen Pflanzenwuchses legt sich unangefastet an das Gebäude, so daß hohe blühende Gräser gegen die nur stellenweise übertünchten Granitsteine lächeln.

Doch auch sie haben etwas Spärlisches. Neppig ist überhaupt nichts, das zu dem abgeschiedenen Fischerdorfe gehört. Besonders in gegenwärtigen Zeitläuften: tagaus, tagein fahren die mit fremden Sommerfrischlern beladenen Rüstendampfer von Arcona an Witte vorüber nach Tasmund und Stören,

schlimmer als die großen Schiffe auf hoher See, die friedlichen Heerscharen von Heringen und Flundern, die vordem in stolzem Gewimmel gegen die Bucht herangefegelt kamen, um sich alsbald geängstet in die Neze des Bitters zu verirren.

Ja, vor Zeiten hatte das gute, alte Fischerhandwerk noch goldenen Boden gehabt! — Wer jetzt vorwärts will, muß versuchen, den Ertrag des zur Hütte gehörigen Netzes möglichst zu steigern, Fremde bei Arcona ab- und anzubooten, oder — wenn er nicht einziger Sohn ist und mit gutem Gewissen die Heimat verlassen kann — sich in der Fremde auf großen Rauffahrtseifahrern verheuern. Mancher dient sogar als Marinesoldat weiter.

Daheim verfliehet indes das Leben der Mädchen und Frauen meist in altmodiger Stille.

Auch Marte Beethmann hatte bisher nicht gerade ungewöhnliches erlebt.

Ihre Kinderjahre hatten sich abgespielt wie ein stiller Naturtraum — gleichförmig und bei allem Einzelgewebe in großen Zügen. Noch jetzt war sie kaum aus ihm erwacht.

Heiter hatte das stimmernde blaue Meer ihn durchleuchtet, oder die Schneedecke des Winters ihn so belastet, daß die ewige Melodie von Sturm und Wogengebraus in schwerer Dumpfheit erstarrte.

Morgens war das kleine Mädchen mit den andern nach Pultgarten zur Schule gegangen und abends wieder zurück. Und wenn die Heringsboote wieder ans Land kamen, hatte sie sich mit den andern gefreut.

Weiber und Kinder waren dann eimer- und Körbebeladen hinunter gelaufen, um den Segeln Bergen zu helfen.

Freilich, wenn er einmal spärlicher war — und in den letzten Jahren oft ganz ausblieb — hatte es wie ein allgemeiner Druck auf den Bittern gelegen. Die Hausfrauen hatten sorgenvoller als sonst dreingeschaut und wohl auch im Sommer schon das Spinnrad aus dem Winkel geholt — denn in Witte wurde noch gesponnen — und die Männer standen bisweilen mitzmutig vor der Thür, die Hände in den außen schon ganz blank gescheuerten Hosentaschen, oder gingen in solcher Stellung lurschend von Hütte zu Hütte, um in abgebrochenen Worten zu beraten, wie man das Leben künftig doch am Ende anders einrichten könne.

Aber das ging alles sacht und in fast gleichmäßigen Zwischenräumen vor sich, ungefähr, wie

das Anschlagen des Wassers an das Ufer. Kinder und junge Leute hörten es nur mit halbem Ohr.

So auch Marie. Die Erntebirnen schmeckten ihr süß, wie immer. Und wenn in der heißen Zeit acht Sonntage hintereinander in der Kapellenschlucht „Strandpredigt“ gehalten wurde, freute sie sich die ganze Woche über auf ihre steif gestärkte Schürze, ihren leuchtend garnierten Festtagshut und das kleine bunte Umstecktüchchen. Auch auf das Einfahren des Pastormagens ins Dorf, wobei dann die fremden Pferde immer so laut und befrüchtigt wieherten und die Räder des schwer beladenen Gefährts lustig quielten; besonders wenn sie an die Stelle der Ortsstraße kamen, an der schon seit Jahren die großen runden Steine ausgebrochen waren, so daß man plötzlich in sandige oder morastige Tiefe hinabruckte.

Ja, und auf das Aussteigen der Altenkirchener Pfarrersfamilie freute sie sich, auf ihr freundliches Nicken nach allen Seiten und auf das Antun, Gaffen und Hüteabnehmen der Bitter.

Danach ging der Zug schwerfällig durch den tiefen Sand des Arcona-Beges bis hinauf zur Kapelle. Doch die Kinder trippelten oben auf den Rasenkannten, wo sie sich allmählich kleine feste Fußsteige getreten hatten. Ach, und was gab es auf diesem Zuge nicht alles zu sehen! Mehr als Winters in vielen Monaten.

Von der Kapelle aus kletterte alles langsam in die Schlucht hinab: Frauen und Mädchen nach rechts und die männliche Bevölkerung nach links, um auf den langen, eingestochenen Rasenstufen Platz zu nehmen. Und einige Augenblicke später stimmte der Altenkirchener Kantor an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“ denn dies war das einzige Gesangbuchlied, das alle Bitter von Kindesbeinen an ohne Orgelbegleitung singen konnten. Auf das Lied folgte die Predigt. Marie verstand als kleines Mädchen nichts von ihr und g'ahnte. Und auch später, als sie das Gesagte in den Hauptsachen wohl hätte erfassen können, hörte sie nicht genau hin. Nur manchmal schlug ein eindringliches Wort von „Gottes Liebe“ und „Gottes Barmherzigkeit“ oder von „Gottes Unmacht im Sturm“ an ihr Ohr und klang im Herzen nach. Aber andachterfüllt sah sie doch von Anfang bis zu Ende auf ihrem Platz; denn der Herr Superintendent hatte eine weiche, kraftvolle Stimme, die manchmal im Echo aus der Tiefe der Schlucht zurückhallte. Und diese und den Herrn Superintendenten hatte das Kind lieb.

Erst nach ihrer Einsegnung trug sich etwas mit Marie zu, das nicht allen Bitter Mädchen wurde. Sie lernte in Puttgarten Witten und Weib'nähen und stand darnach drei Jahre auf einem nahen Pachthof in Dienst.

Doch waren ihre Gedanken in dieser Zeit nur wenig aus Bitte fortgewesen. Besonders, seit sie im zweiten Winter ihres Auenlebens dort an freien Sonntagnachmittagen Malte Piper gesehen

hatte, der zu Hause „auf den Steuermann“ arbeitete.

„Dirn, bist du hübsch geworden! 'n Lütt nüdlicher Dunmkopf warst Du all immer! — Aber — so piekfein! — Sieh bloß einer an!“ hatte er ein bißchen von oben herab gesagt.

Aber durch sein Selbstbewußtsein hatte eine große Gutmütigkeit geklungen. Freilich kam sie Marie ebensowenig zum Bewußtsein, wie ihre eigene geschmeichelte Eitelkeit. Doch zogen von da an ihre Gedanken oft über das bitter Weichbild hinaus in die weite, entsekllich große Welt mit ihren endlosen Gewässern und hunderttausend Städten. Und war ihr das Leben des Pachthofes bisher verwirrend geräuschvoll vorgekommen, so erschien es ihr weiterhin bedeutungslos. Sie plättete und träumte. Sie nähte stundenlang Weibzeug und träumte. — Wohl redete sie mit den anderen Mädchen und kicherte, wenn der Gärtner und Kutscher schön mit ihr taten, aber eigentlich rührte sie das nicht, denn sie lebte mit Malte Piper.

Dann starb eines Tages die stille Mutter Beethmann; und starb, wie sie gelebt hatte — nur mit einem etwas tieferen Seufzer. Sie war immer brustschwach gewesen, hustete fortwährend, welkte ab und schlief so geräuschlos ein, wie der Abendwind mitten auf der spiegelglatten See.

Marie hatte nach Hause kommen müssen, um dem Vater zu wirtschaften, und es war ihr recht gewesen. Ihr war alles recht. Sie war gesund und die Arbeit machte ihr Freude. — In der ersten Zeit dachte sie wohl oft noch wehmütig an die freundliche Mutter zurück. Aber ohne Erschütterung. Der Tod hatte nicht eigentlich etwas von ihrem Herzen und aus ihrem Armen gerissen, hatte keine Kluft aufgewöhlt zwischen ihrem Leben von gestern und ihrem zukünftigen. Er war etwas Natürliches gewesen. So natürlich, wie es Winter und Sommer, Armut und Reichthum sind, und wie es das Verklieben in den schönen Steuermann gewesen war. —

Es ist Ende Juli, und die Sonne brennt aus wolkenlosem Himmel über die Höhe und die weit nach Südosten geöffnete Schlucht. Still ist's, wie selten an der See. Und doch ist bald die Mitte des Tages erreicht, jene Zeit, der die Winde voranziehen, wie geheimnisvolle Herolde. — Die Wanduhren in Bitte müssen schon halb zwölf geschlagen haben; selbst die aus Altersschwäche zurückbleibenden.

Hinter dem Kapellchen gehört die ins Flachland übergehende Weide zum Beethmannschen Gieentum. Dort hatte Marie die grasende Kuh gemolken und sorgsam umquartiert, denn der kleine runde Fleck, der dem Tiere in früher Morgenstunde angewiesen war, zeigte jetzt kaum noch einen Holm.

Das schwarzbunte Tier mit der hübschen Pflaue vor der Stirn, war während des Mellens widerhaarig gewesen und hatte beim Anpflücken seine üblichen Kapriolen gemacht.

„Du unbegehrsamtes Viehch! Immer willst du was mehr haben, als du haben kannst!“ hatte das Mädchen ärgerlich gesagt.

Und nun war sie doch selbst unbegehrsam, um das gleiche mangelhafte Hochdeutsch, wie sie, zu gebrauchen und dem „begehrlich“ eine Vorsilbe zu geben, die statt der beabsichtigten Verstärkung eine Verneinung bedeutet.

Unbegehrsam vielleicht als ihre Waise! — Denn, von Sehnsucht überwältigt, setzt sie sich unterhalb der Kapelle in den grellsten Sonnenschein, faltet ihre Hände und reckt die Arme weit hinaus in die glühende Luft.

„Malte! — Du!“ —

Aber diese Sehnsucht ist nichts Plötzliches, gibt das Mädchen ihr auch eben einen plötzlichen Ausdruck. Sie ging mit ihm schlafen und stand früh Morgens wieder mit ihm auf. Sie war ihm so selbstverständlich, wie essen und trinken, wie das Lachen der Jugend und das Arbeiten gesunder Gliedmaßen.

Nun fuhr er das dritte Jahr als Steuermann! Und wenn er im Herbst zurückkam, wollte er seinen Bruder Gustav auszahlen, damit Haus und Feld ihm allein gehörten!

Ein langanhaltendes Lächeln verklärt Marias Gesicht.

„Malte! Alter Jung! Du weißt doch, was du mir letzten Februar versprochen hast? — Malte! — Du!“ Sie gähnt, stützt die Ellenbogen auf ihre Knie und das runde Gesicht in die Hände.

Seit früh fünf Uhr war sie auf den Füßen. Aber ihre Gedanken schlafen nicht ein, werden sogar wieder laut:

„Du! — Malte!“ sagt sie noch einmal deutlich vor sich hin und schließt vor Sehnsucht und Müdigkeit erst gar nicht wieder die Lippen.

Berschleiert sieht sie sich selbst aus- und eingehen in Maltes Hütte und stellt sich vor, wie schön er vor der Hochzeit die weitestgehenden Wände mit lauter fremdländischen Herrlichkeiten ausstaffieren wird.

Malte war der erste Bitter, der sein Steueramtsamen gemacht hatte. Immer war er auf der Puttgartener Schulbank unter den großen Bitter Jungen der klügste gewesen. — Und unter den kleinen Bitter Mädchen war sie damals auch nicht die dümmste!

Niemand wußte, was mit ihr und Male los war.

So gut wie niemand!

Als Fischer Strohmeiersch sie vergangenen Winter einmal zusammen an der Stallede betraf und nachher damit aufziehen wollte, hatte sie „dagegen angestritten.“

O, hatte sie da „gestritten!“ — — —

Und sie sicherte in sich hinein und freute sich heute noch königlich, daß sie so „gestritten“ hatte.

Das sagen! — — — sagen, daß sie Maltes . . .

Das Blut steigt ihr noch glühender zu Gesicht als schon vorher unter der bloßen Macht der Sonne. Tief aufatmend schiebt sie den weißen Helgoländer von der schweißperlenden Stirn. Dann fallen ihr die Hände lässig in den Schoß.

Sie lächelt; — lächelt über das ganze junge Gesicht mit seinem feinen Stumpfnäschen, den feinen dunkelroten Lippen und den vesperblauen Kinderaugen, die aussehen, als habe noch nie eine Träne sie getrübt.

Es war nur ein Glück, daß ihre Schwester nun seit Ostern aus der Schule war! — So konnte der Vater sie gut missen, wenn Malte im November, vielleicht auch erst kurz vor Weihnachten zurückkam.

Sie schreckt leicht auf: die Kartoffeln würden gar sein!

Wieder aber lähmt sie das schwerfällige und doch vergnüglich sehnsüchtige Platiern ihrer Gedanken.

Und nichts stört sie.

Die Schlucht liegt zu ihren Füßen, wie etwas, das mit weit offenen Augen schläft. Kein Hauch geht darüber hin. Nur der Hauch strömender Sonnengluten. Alle Blumen schlafen; der gelbe Stein- klee, die kleine dunkelblaue Pfeffermünze und die lange hellblaue Zichorie, die seltener vorkommt, aber wo sie steht, in kräftigen Büscheln aufschiebt. Aber alle duften; denn schlafend geben sie der Sonne ihre Seelen zurück.

Und dazwischen hat das blühende Gras weiche, rötlich grüne Schleier gewoben, wie von zitternder Seide.

Und in der Stille ist doch wieder seltsames Leben. Es atmet in ihr, wie von einer leisen Beklemmung.

Käfer surren, Bienen und Fliegen schwirren mit geisterförmigem Getöse. Und über Marias hölzernen Pantoffel an dem vorgestreckten Fuß setzt mit koboldartigem Sprunge eben ein großer grüner Grashüpfer. — Auch die Schmetterlinge stiegen hin und wieder, blaue Himmelsvögel, kleine grellrote Fische und die gefürchteten weißen Kohlvörderber. Alle paarweis, sich traumhaft fliehend und haschend. — Ob und an auch wohl ein stolzer Admiral, einsam durch die Mittagsglut schiffend, um einsam auf eine hochstielige Grützeblume niederzusenken.

Weit öffnet Marie die Augen. Alles sieht sie — und auch wieder nichts.

Links von der Kapelle läuft an hoher Kante der Arcona-Puttgartener Fahrweg ins Dorf und jenseits geht die Schlucht hügelauflauf und -ab in kleine Feldstückchen über.

Silbern schimmert der Hafer; und der totreife Roggen lagert seit der letzten Gewitternacht schon hier und da in breiten Schwaden am Boden. Aber neben den vielen niedergelegten Halmen ragen einzelne hochaufgerichtet in die blaue Luft. Gedanken- voll senken sie die ährenschweren Häupter, wie trauernde Hinterbliebene.

Nach lugen in der Verschiebung der sich hin und her windenden Schlucht vereinzelt Strohdächer aus dem Grün. Nur die Pipersche Hütte auf dem äußersten Nordostvorsprunge des Ortes, da, wo die Straße jäh zum Strande abfällt, ist ganz sichtbar.

Und diese sieht Marie plötzlich mit einem Bewußtsein. Auch das hinter ihr in einem weiten Ausschnitt mittaglich stirrende und flimmernde Meer.

Raum wahrnehmbar verzittert seine Bläue am Horizont mit der silberig blendenden Bläue des Himmels.

Das Mädchen lächelt wieder; denn nun erscheint fern in der Bucht ein Schiff mit helleuchtenden Segeln. Und, scharf hinausblinzeln, erkennt sie mit gelibtem Auge, wie alles, bis auf Flug- und Toppsegel aufgeklüft ist.

Trotzdem steht das Schiff wie still in der windlosen Mittagsglut.

„Malte! — Du!“

Niemand wußte es noch! — höchstens . . .

„Ach, dummes Zeug!“

Und nun wollte sie wirklich aufstehen und hinuntergehen.

Da tappt plötzlich etwas in ihrem Rücken. Leise tappt es in dem dichten kräuterreichen Grase und doch vernehmbar schwerfällig.

Du liebe Zeit, die Ruh! Hatte sie denn die Ruh nicht ordentlich wieder anempfiehlt, und kam vielleicht das veraltete Tier auf den Einfall, am Bethause vorbei ibazieren zu trotten?

„Herre! Du bist wohl nich? . . .“

Erst krochen ist sie aufgefahren und hat sich halb herumgedreht.

Gustav Piper ist der einzige, der ihre kindliche Freundlichkeit trüben kann.

Sie behandelt ihn geringschätzig, weil sie Angst vor ihm hat.

Hinterücks hat er sie auf die Schulter geschlagen.

„Himmel, Gustav! Laß doch'n Menschen in Frieden!“

„Na, beiß man nich gleich!“ Und der Aine untersekte Mann mit der schlotterigen Haltung verzerrt den Mund zu spöttischem Lächeln.

Es war sonderbar, welche Aehnlichkeit Gustav mit seinem Bruder Malte hatte und wie ganz anders er doch dabei ausah! Alles, was bei Malte schön und „forsch“ war, ersahen bei ihm vermindert. Vorzüglich die Gestalt. Und doch war es weniger diese selbst, als die Art, wie er sie trug und bewegte, worin Sächliches lag. — Aber zum Teil war's auch das Gesicht mit seiner kinderhaft feinen Nase, den leicht schief verzoagenen Lippen und kleinen wasserblau'n Augen, die fast immer, hoch von ihren Lidern gedeckt, zur Erde sahen. Auch der Bart, der das blühende Gesicht des jüngeren Bruders kraus umrahmte, diente Gustav nicht zur Zierde. Struppig und etwas mißfarben stand er

um das festgefügte Kinn, das ebenso wie die hohe Stirn ein, wie es schien, unüberäußerliches Familienmerkmal der Pipers war. Man sah dieser Stirn an, daß auch Gustav nicht einfältig war. Hätte er sie nur nicht immer so unwirsch in Faltenwürste gelegt!

Alles in allem war Gustavs Gesichtsausdruck ein halb gleichgültiger, halb widerwilliger.

Und solchem Ausdruck entsprach sein nachlässiger Anzug. Immer hing über dem sauberen Hemd — solche Sauberkeit ist bei den Bittlern gleichbedeutend mit Ehrenhaftigkeit der Gesinnung — der eine Hosenträger länger herab, als der andere; und die dicken Leinwandbeinkleider schlumpten um ihren Träger wie ein in der Mitte aufgenommener Wetherrock, zeigten zudem an der Tasche meist noch ein Stück aufgetrennter Naht.

Gustav war eine Art Zerrbild von Malte.

Marie war aufgestanden.

„Ober beiß doch! — Beiß zu!“ murmelte der Mann.

„Dröhn nich!“

Das Mädchen schob ihren Helgoländer wieder tief ins Gesicht und versuchte, ihn unterm Kinn zuzubinden.

Aber Gustav tatschte ihr von der Schulter weiter den Arm hinab und hielt ihn im Ellenbogen fest.

„Was tußt du bloß hier?“

„Aber Gustav! Laß doch 'n Menschen in Frieden!“

„Du willst wohl deine Milch gleich in der Sonne aufkochen oder did werden lassen?“

„Ach red' und red'! — Ich hab mehr zu tun.“

„So? Nu mit eins? — — Jä — und du . . . was ich auch noch sagen wollt! . . .“

Sie hatte ihren blühblanken Milcheimer mit dem dicken, messingbeschlagenen Holzdeckel schon in die Hand genommen und wollte an ihm vorüber.

Da trat er ihr in den Weg. Es war ihm auch nicht lieb, zu sprechen — aber er gab sich einen Ruck: „Wenn es auch Vaters Wille war, da' der, der zuerst zu Geld kam, den anderen auszahlen sollt — wer weiß? . . .“

„Herr Gott! Du bist woll rein nich lug?“ rief die geängstigte Marie, mit einem Versuch zum Lachen.

„Wer weiß,“ murmelte Gustav weiter, „das kommt manchesmal all anders, als einer ausrechnet . . .“ Und nun machte er einen sehr ungeschickten Uebergang. „Eine Savariel!“ brummte er in den Bart.

Da aber vergaß Marie ihre so tapfer gespielte Rolle der Unbefangenen. „Pfui, schäm dich was!“ rief sie mit fliegendem Atem. „Und Maltes Sachen sind all verächt!“

Ihr Ton reizte ihn. Fast schien es ihm Freude zu machen, sie noch mehr zu erzürnen.

„Du weißt ja genau Bescheid! — Genauer als ich! — — Möglich, du weißt auch, ob er sein

Geld an Bord hat? — Wenn er das hätt', dann würd es ihm den Deibel was nützen, wenn er auch seine Sachen wieder rauskriegt!"

Marie wurde dunkelrot.

„Na ja! — Laß einen doch bloß in Frieden! Na ja! — Was weiß ich von Malten? — Man kann doch mal 'n Wort zusammen reden!“

Gustav schielte ihr unter den Helgoländer und dann wieder zu Boden.

„Hm! — und ich kann, wenn ich will, das Boot behalten und auf die andere Seite als sein Mietsmann zieh'n!“ grunzte er, „das hat sich der große Herr ja recht net ausgedacht!“ —

Jetzt zitterte das Mädchen am ganzen Leibe.

„Was du nur immer so giftig auf Malten bist?! — Aber so bist du immer gewesen!“

„Das hat noch kein Mensch gesagt. Bloß du!“

— Das „bloß du!“ hatte traurig geklungen.

Aber unbewußt wehrte Marie sich gegen diesen Eindruck.

„Na, weil du solch Inheimischer bist und die andern nichts merken läßt!“ rief sie grausam.

„So? bin ich?“

Marie wandte sich ab und stieg schnell die Schlucht bis zur Kante des Puttgartener Weges empor.

Gustav tat noch ein paar tappende Schritte hinter ihr drein. Doch sie drehte sich nicht um. Da gab er sein Vorhaben auf.

Eine kleine Weile sah er ihr unter dem halb abgeränderten Strohhut nach.

Sie ging nicht im Fahrweg, sondern auf dem höher gelegenen Fuhrweg. Und so geschwind ging sie, daß der leichte Sommerrock um sie her flog und ihre Pantoffeln nur so klapperten. Sie hatte eine dralle und doch zierliche Gestalt.

Auf einmal war sie in der Tiefe verschwunden.

Er horchte, denn ihm war, als höre er sie singen.

Ohne recht zu wissen, was er tat, stieg er auf die Kapellenhöhe.

Neben der Mavelle stand schief auf einem Bein ein kleiner, schwarz angestrichener, aber trotzdem stark wurmstichiger Ofenstock.

Fremde, oft ausländische Schiffer, die bei widrigem Wind in der Bitter-Bucht vor Anker gingen, bliegen ihm kleine Kupfer- oder Silbermünzen anvertrauen, um sich dadurch vom Kenker der Wogen eine glückliche Ausfahrt und Weiterreise zu erkaufen. Und manchmal verkrochte sich auch das größere Dankopfer eines aus Sturmesnot Geretteten unter die geringen Spenden.

Daß auch Einheimische in den Stock opferten, kam selten vor.

Aber es kam doch vor. Besonders an der Grenze von Glauben und Aberglauben.

Gustav Ripper zählte nicht zu den Einfach-Gläubigen. Dafür besaß ihn — als wolle das Schicksal das Söhnliche seines eigenen Wesens gegen ihn ausspielen — bisweilen der Aberglaube.

Ein Aberglaube, von dem er sich keine Rechenschaft gab; sonst hätte er ihn selbst verlacht.

Einige Augenblicke klapperte er mit der Hand in der Hosentasche. Am Ende mußte er doch 'ne andere heiraten!

Aber ihm fiel keine ein. Ihm war nie eine andere zum Heiraten eingefallen, als Marie Beethmann.

Plötzlich griff er energisch zwischen Nägeln und Schlüsseln in die Tiefe und hielt auch gleich darauf ein Nadelstück zwischen den Fingern.

Dann sah er sich scheu, beinahe feindselig ringsum.

Er stand mutterseelenallein auf der sonnigen Höhe.

Auf einmal hörte er seine zehn Pfennige in den Ofenstock fallen.

Sie fielen hart auf, und der Klang hallte ihm noch lange im Ohr nach, denn er war sonst ein sparsamer, ja fast mehr als sparsamer Mensch. — Was wollte er eigentlich? Wollte er, daß sein Bruder Malte Habarie habe?

Er schob den Hut weit aus der Stirn und dann wieder tief hinein. Der sonst blaßgestrichte Mann war kirschrot. — Und laut pfeifend lehrte er ins Dorf zurück.

Er piffte sonst nie. Aber wenn Marie sang, wollte er auch einmal pfeifen.

Längst waren die Strandpredigten vorüber. Blumen und Kräuter in der Schlucht hatten abeblüht und die letzten zerrissenen Fähnchen des Mitweibersommers hingen, in schmukige Knäuel zusammengebeutelt, an braunen Grasshalmen. Die Laubreste in den Obstbäumen waren schwarz vom Regen, und ganz verinzelt leuchtete noch einmal ein rötliches oder goldgelbes Blatt aus dem dunklen Gezweig.

In den Nesten knackte und heulte der Sturm. Gröhrend piffte er um Stall- und Häuferecken und in unregelmäßigen Atemstößen trug er die Brandung der tief aufgewühlten, oft mitfarbenen See ans Land.

In den Hütten wurden früh die kleinen Petroleumlampen angezündet, aber aus Sparsamkeit so niedrig wie möglich geschraubt.

Ein Tag berging wie der andere.

Nur Anfang Oktober hatten die Bitter eines Nachmittags ein Ereignis zu verzeichnen gehabt.

„Martelen!“ hatte Vater Beethmann zweimal durchs Vorderfenster gerufen.

Sie war nicht in der Stube. Doch rief er so hastig, daß sie im Stall darauf aufmerksam wurde und geschwind um die Ecke kam.

Der alte Beethmann mit dem runden, noch immer rosigen Gesicht und den hellen munteren Augen war lebhafter als die übrigen Bitter, sonst wäre es ihm nicht eingefallen, seine Tochter zu rufen,

bloß weil etwas Außergewöhnliches im Anzuge war.

Marielen sah den Vater schon wieder eilfertig nach dem Strande zu wandern, als sie sich auf der Straße ihr Tuch fester im Rücken knotete.

Erstaunt lief sie dem flauen Winde entgegen durch die Dämmerung ihm nach.

„Scht!“ machte er, als sie ihm nahe war.

Wie durch einen Flor und selbst durchrieselt von nässlicher Feuchtigkeith, sah sie nun hinter umgestippten Booten zwei getrennte Gruppen mit Stangen und Knüppeln bewaffneter Fischer, die neben und hinter einander hockend, immer einer über Arm und Schulter des andern hinwegschielend, ins Meer blickten.

Und alle sahen auf dasselbe; alle auf etwas, das sich schauenspritzend wie eine entstehende Wasserhose, aber in gewaltigen Stößen und der Richtung nach gerade zwischen den beiden Gruppen dem Lande näherte.

Voll Neugier war das Mädchen hinter seinen Vater getreten, der sich mit nachdrücklichen Geberden dem nächsten Männertrupp angeschlossen hatte.

„Scht!“ machte wieder alles.

Und Marielen starrte und starrte. Was war das nur, das da schnaubend und prustend durch das grauarüne, ölig glänzende Meer herankam?

Ein Mensch nicht!

Ein Tier? . . . War's ein Tier?

Aber was für eins?

Ein Riesengeschöpf!

Und was trug es hoch über sich, daß manchmal das Wasser darin emporgatschte, wie in dürrern Geäst?

„Badder,“ flüsterte sie, „sag bloß!“

„'n Hirsch,“ raunte Beethmann zurück. „Scht! Dirn!“

Und nun stand Marielen wie angewurzelt: „'n Hirsch!“

Alles war ungeheuerlich. Die schwarzen Wolken regenschwer. Bergeshoch stiegen sie am Himmel auf und wälzten sich, tief niederhängend, über die See, die, so weit man sehen konnte, gleichmächtig, aber hügelig in sich bewegt, auf- und abwochte. — Nur unweit des Ufers zischte es fortwährend auf wie wetter lodhender Brodem. Und der kam nach und nach immer näher!

Marielen hatte noch nie einen Hirsch gesehen, weder einen lebenden noch einen toten. Aber ihr fiel ein, daß vergangenen Herbst von dem jetzt nebelverschleierten Fasmund herüber einer durch den Bodden nach Kammin geschwommen war, wo ihn der Lobkewitzer Herr erlegt haben sollte. Nun kam auch einer durchs Trompter Wh!

Herr Gott! die Strecke! — Mußte das ein Tier sein!

Ob sie ihn drüben angeschossen hatten und er aus Todesangst ins Meer gegangen war?

Immer weiter sperrte sie die Augen auf und

hätte beinahe wieder ihren Vater angestoßen und etwas gefragt.

Da! — Jetzt! —

„Seh ein Mensch die Hörner!“ gurgelte Fischer Strohmeyer.

„Schafsstopp!“ lachte leise Beethmann, denn er war als junger Soldat bei jemandem gewesen, der nicht duldete, daß man in seiner Hörweite des Jägers Sprache verhungzte.

Jetzt! Noch ein Aufschäumen des Wassers — noch ein Stoß! Ah! Wie er in mächtigen Fluchten ans Land setzt, als wäre die Meerflut hinter ihm eine lebendige Meute. Und wie das Meer aufgespritzt hat! Als ob ein ganzes Boot umkippen will oder ein Haufe Ballast über Bord geht.

Und nun: Hoch streckt der Gefährte des Waldes sein königliches Haupt. Aber er bebt am ganzen Leibe und versucht, das vom algendurchflockten Gemeth herabrieselnde Wasser von sich zu schützen. Doch es trübt ihm die Lichter; und die nachzitternde Gewalt der überstandenen Anstrengung dämpft seine Witterung. Auch blies der feuchte Windhauch landeinwärts, so daß es bis weit hinter die Hütten nach faultigem Seegrass und Fischresten roch. —

Des Hirsches Schicksal ist erfüllt: wie tollpatschige Spußgestalten drängen sie in den geteerlen Räden, den Antehosen, Stiefeln und über die Ohren herabgezogenen Regenhüten von rechts und links heran. Die ganze Kotte der Fischer ist auf den Beinen.

Eine Sekunde ist's, als wolle der Hirsch sie annehmen. Aber mit Stangen und Knüppeln schlägt's auf ihn los — sinnlos — fühllos.

Sie wollen ihr Standrecht, ihr „Jagdrecht“ — ob zu Recht oder Unrecht, ist ihnen einerlei!

Und sie habens gehabt.

Noch einmal kommt der Hirsch vorne hoch. Er versucht zu forkeln; aber er taumelt daher und dahin. Lautlos stürzt er zusammen.

Seine Lichter rollen in Todesqual. Und der letzte, den Marie Beethmann auf ihn einhauen sieht, ist der kleine Guslav Piper.

Sie steht und zittert. Ihr ist, als äuge das gewaltige Tier hilfessuchend in seiner letzten Verzweiflung zu ihr herüber.

Ohne Bestimmen war sie den Männern nachgelaufen. Aber als nun der stolze Schwimmer, unwürdig zur Strecke gebracht, auf dem roten, übelriechenden Tang liegt, schaudert sie nicht nur — ihr ekelt.

Alle Vitier hatten am nächsten Sonntag einen statilichen Braten in der Pfanne.

Auch Marielen briet das auf ihre Hütte entfallende Teil. Doch aß sie nichts davon.

„Ne! Ich kann kein Huhn schlachten. Und denn: wenn ich bloß an die Augen denk, die das arme Tier gemacht hat!“

„Lichter“ heißt das, nicht „Augen“, fiel Vater Beethmann ein.

Die Tochter hielt nachdenklich in ihrer Sattierung an.

„Lichter — ja der Name paßt auch!“ sagte sie lebhaft. „Nein, durch und durch ging einem das, wie das Tier einen angesehen hat!“

„Ungezügelt,“ murmelte Beethman in Erinnerung an seinen Leutnant, wieder pflichtschuldigst und nicht ohne Selbstzufriedenheit, hielt es aber nicht für der Mühe wert, das Mädchen nochmals zu verbessern.

So ging Marielen bald wieder ihren eigenen Gedanken nach, die rasch von dem gequälten Bild auf Näherliegendes übersprangen.

Das war nun gut zwei Wochen her.

Aus dem naßkalten Nebel jenes Spätnachmittags hatten sich Vorreiber des Winters losgerungen. Auch heute abend schlug der Sturm schmetternd die Bogen an den Strand und lärnte in den kleinen Schornsteinen der Bitter Hütten.

Dazu klatschte der Regen unheimlich gegen die Fenster.

Marie hatte große Kliden in ihres Vaters dunkelblaue Flanelljacke gefetzt, und beeilte sich, die „Nachtkost“ auf den Tisch zu bringen; denn nach dem Abendimbiß arbeitete sie für sich. — Sie wollte sich „all ihr Zeug doch mal gründlich zurecht machen,“ erklärte sie, wenn in dieser Zeit jemand mit irgend einem mehrsagenden Lächeln fragte, was sie denn so eifrig ihre Wäsche in Ordnung bringe?

Da sie nicht nur an ihren Sachen nähte und sticte, sondern auch in Spitzen- und Kantenhäkelei große Kunstfertigkeit entfaltete, konnte sie es in kindlichem Vergnügen kaum abwarten, bis zum letztenmal am Tage der große, rotgestrichene Ecktisch abgeräumt war.

„Halt bloß auf, Miele!“ sagte sie zur Schwester, die sich unter ihrer Leitung auf der neben den Tisch gerückten Nähmaschine übte. „Nach alles über Seit! Hier mußt du runter!“ Und schon hat'e sie Brot und Butter, den „Stippmilch“ benannten weißen Käse, Syrup und einen Rest gebratenen Fisches aus dem Schrank genommen.

„Und ihr müßt auch vom Tisch mit eurem Schultram, Jungens!“

Jetzt ließ sich ein gröhrendes Lachen hören. „Ich bin doch man einer Woran Marielen woll wieder denkt?“

„Bist'n Döskopp! Sag lieber, wo August wieder is?“

„Bei Frike Strohmehern, sich das Rechnen holen!“

Marielen war wirklich zerstreut, sonst hätte sie besorgt gefragt, ob August sich wenigstens beim Hinausgehen seine Hose umgetrempt habe.

Blöcklich horchte sie auf.

„Da is er schon!“ sagte sie, eben im Begriff aus dem Ofenloch die auf einem Dreifuß thronende eiserne Kaffeekanne zu holen.

Obgleich der Kaffee überzulochen drohte, ließ sie

ihn noch im Feuer stehen und ging auf den kleinen Lehngedielsten Hausflur hinaus.

Wie es hier erst tobte!

Man hörte die See deutlich durch die dünnen Wände und die alle wadelige, in der Mitte durchgeteilte Haustür brüllen.

Und nicht genug damit! So viel sonderbare Nebengeräusche waren heute abend zu hören! Bald knackte es hier, bald piff und klapperte es dort.

Und das war nicht einmal das Schlimmste. Fortwährend seufzte es irgendwo.

Marie machte vorsichtig die obere Hälfte der Haustür auf. Eifriger Regen peitschte ihr ins Gesicht. Von August war nichts zu hören!

Aber hinter ihr seufzte es schon wieder. Sie fuhr zusammen und wagte nicht, rasch rückwärts zu treten.

„Starke Gedanken!“ rang es sich über ihre Lippen.

Einen Augenblick preßte sie sich mit aller Gewalt gegen die Wand, als könne das sie beruhigen.

So hatte er sich lange nicht „gemeldet“!

„Mein Jung! Mein Jung! — Bloß kein Savarie! — Komm mir bloß lebendig wieder an Haus! — Gott im Himmel, laß Malte Pipern wieder an Haus kommen!“

Er hatte ihr nicht ein einzigesmal geschrieben, und sie hatte auch keinen Brief erwartet. Wäre das ein Gerede gewesen in dem kleinen Dorf! Wenn die Menschen so in zehn Häusern zusammen wohnen, ist alles wie eine große Familie und Malte mochte keinen „Familienratsch“. Besonders Gustavs wegen; denn er kannte im Grunde recht gut seines Bruders Wünsche und Gedanken, so wenig er sich auch darüber ausließ.

Aber in zwei Monaten mußte er hter sein. Möglich wars ja auch, daß er schon früher, daß er bald, sehr bald kam! Schon heute oder morgen, wenn sie besonderes Glück mit der Rückfracht gehabt hatten!

„Herr Gott, laß seine „starken Gedanken“ nicht aus dem Unglück kommen!“

Es gab ja auch „starke Gedanken“ des Glücks und der Sehnsucht. —

Marie trat in die Stube zurück. Wieder sah sie verdutzt um sich.

Da zischte etwas! — Nein; geknirscht hatte es! — Ge'nircht, wie Schrauben am Kran, wenn ein Schiff ausgeladen wird. — Vom Ofen kam's.

Sie kniete vor dem Feuerloch nieder und sah eine Sekunde lei' lächelnd auf den sich hebenden Deckel der Kanne. Er tanzte förmlich auf dem bräunlichen Gisch der Zithorienbrühe. Dann wickelte sie ihren Schürzenzipfel um die Hand und langte in die nur noch schwälende Glut.

„Starke Gedanken des Glücks und der Sehnsucht!“ —

Fröhlich spiegelte sich auf einmal der Widerschein geheimnisvoller Funken in den blauen Mädchenaugen.

Behutsam holte sie die Kanne heraus.

Da ging die Tür und August kam herein. „Gustav Piper hat 'ne Depesch bekommen!“ sagte er heifer, denn das Traben durchs Unwetter war ihm auf die Stimme gefallen. Dabei warf er sein nasses Schulbuch mitten auf den roten Esstisch und richtete die aufgerissenen Augen hauptsächlich auf Marie.

„'ne Depesch'? — Was steht denn drin?“ fragte Miele.

„Ja — das wußt' Strohmeyer auch nicht richtig!“

„Na, denn dröhn auch nich erst, wenn du doch von nichts nich weßt!“

Miele war nicht so hübsch wie Marie, aber sehr klug; und die beiden Schwestern konnten einander gut leiden.

Marie sagte kein Wort. Krampfhaft richtete sie ihren Blick auf die eiserne Kanne in ihrer Hand; krampfhaft hielt sie das schwere Geschirr fest und setzte es endlich langsam auf den Tisch.

Sie seufzte auch nicht. Und selbst als sie die Kanne los war, sah sie keinem der Ihren ins Gesicht. Das Herz stand ihr fast still.

„Na, ich werd eins rumgehen! — Marieten tu mir eins meinen Regenrod aus der Kammer!“ ließ sich nun Vater Beethmann von der Ofenbank her vernehmen, schob die Neze, an denen er ausgebeßert hatte, zur Seite und legte die kurze, brennende Pfeife bedächtig auf den Rand der Bank.

Miele und die Jungen fingen während des Vaters Abwesenheit an zu essen, und Marie aß auch.

Beethmann war zurück. Seinen Wachstuchttitel hatte er schon auf dem Hausflur über die große Familienlade gebreitet. Nun stand er mitten in der Stube, schob eifrig die Unterlippe vor und schwenkte seinen Hut aus.

Gesagt hatte er noch nichts.

Mieles Augen waren gespannt und die der Jungen neugierig auf ihn gerichtet.

„Soll ich dir einschenten, Badding?“ fragte endlich Marie mit zitternder Stimme.

„Ja, mein Tochter, schenk man ein! — Grugliches Wetter is ja das!“

„Das mit der Depesch — is es denn wahr?“ hub Miele ängstlich an, als der Vater bereits in gewohnter Stellung mit krummem Rücken und beide Ellenbogen fest aufgelegt, wie auf Nimmerwiederzurückziehen, am Tisch saß.

„Ja, is es denn bloß wahr?“ wiederholte Marieten.

„Ja, Dirns! Das ist nu mal nich anders!“ Und trotz seiner gemüthlichen Haltung zog ein Schatten über Beethmanns rundes Gesicht. „Richtigen Klug is da ja nich aus zu Irtegen! Gustav soll ihm bis Schwerin entgegenkommen, telegraphiert Malte. — Bis dahin führ er von Homburg aus mit 'nem guten Bekannten. — Jä! — Heut schlägt das hier ein — und morgen da. Das hilft ihm nichts! Das hilft ihm all zusammen nichts!“ —

„Is ihm denn 'n Unglück passiert?“ Sie hatte es nur stottern können; und ihre Lippen waren bläulich-weiß. Mit den Händen faßte sie fest an den Stütz ihres Stuhls, und ihre Augen verschlangen jetzt die Mienen des Vaters.

Dieser zuckte mit den Achseln: „Ja, Dirn, das weiß kein Mensch! Solche Depesch soll der Teufel raten!“ —

Als die Schwestern in ihrer Kammer — derselben, in der in einer Ecke der große Kartoffelsack stand — zusammen in dem veralteten zweischläferigen Bett lagen, hörte plötzlich Miele in der Tiefe des zweiten Kopfstüdens ein durch keine Federn zu erstickendes Schluchzen.

Und nicht lange, so flog auch schütternd das schwere Dedbett neben ihr hin und her, denn darunter wandte und krümmte sich etwas in ungestümem Jammer.

„Marieten,“ sagte das junge Ding tapfer und richtete sich selbst unruhig auf: „Sei doch nicht unklug! Einer kann doch wieder besser werden! — Marieten, sei still! Sonst macht Vater in der Stub auf!“

„Laß ihn! O, Gott! Mir ist allens gleich! O, Gott! Lieber Gott!“ wimmerte und flehte es aus einer Angst heraus, die so plötzlich und so verwirrend gekommen war, daß sie keinen Ausweg finden konnte.

* * *

„Miele, von gestern abend . . . versprich mir das, daß du nichts von gestern abend sagst!“

„Ne — ich werd schon nich!“

„Zu keinem Menschen!“

„Ne! — ne! — wenn ichs doch versprech!“

„Einer — weiß manchmal nich, was er hat! — Einer is manchmal richtig, als mal. —“

Miele hatte nichts weiter geantwortet. Aber ihr breites, flaches Gesicht hatte eine sehr verständige Miene aufgesetzt, als sie den letzten Worten ihrer Schwester anstandslos beizupflichten schien.

Seit diesem Gespräch waren nun schon wieder vier ganze Tage vergangen. Das Unwetter hatte eine Pause gemacht. Tagsüber hatte die Sonne geschienen. Jetzt schien der Mond.

Beethmanns älteste Tochter neigte nicht wie sonst um diese Zeit glühende Backen über eine Häkelei und hielt das wachsende Kunstwerk ab und zu unter verlebte Blicke.

Sie rückte nach abgetragener „Nachtkost“ ihren Stuhl etwas abseits von dem großen Tisch, auf dem die Lampe brannte, an das Fenster und nahm ihr Spinnrad zur Hand.

Nicht, daß sie vom Fenster aus die durchs Dorf führende Hauptstraße wirklich hätte übersehen können, denn die Beethmannsche Hütte stand ziemlich zurück und das davor liegende Stückchen Garten schnitt mit einer kleinen verkrüppelten Erhöhung am Rande des Weges ab. Aber wenn ein Wagen diejen durchfuhr, waren oben hinter den Scheiben we-

nigstens die Köpfe der Pferde und etwaiger Insassen bis zur Schulter sichtbar.

Die Jungen schnarchten schon. Der eine im Bett, der andere auf dem zum Schlafen hergerichteten Ledersofa. Vater Beethmann las rauchend im Nügener Preisblatt, und Miele in einem Buch, das der Altenkirchener Nachmittagspastor ihr vor einigen Sonntagen aus der Volksbibliothek mitgebracht hatte.

Niemand sprach. Aber hinter den Stirnen arbeitete es. Beethmann studierte einen Leitartikel über die letzten Reichstagswahlen und hatte so feine aus dem Praktischen geborenen Gedanken dabei. Miele's Phantasie versuchte, ihr eine Gebirgswelt, insbesondere die Schreden einer großen Lawine vorzumalen, und Marie dachte, sie wußte selbst nicht mehr recht, was?

Seit heute früh war es in Witte bekannt, daß Pipers kommen würden. Durch den Bericht des Postboten — desselben, der damals in Wind und Wetter die Depesche gebracht hatte — stand fest, daß Gustav an Bauer Schröder in Buttgarten telegraphiert hatte, er möge ihm heute nachmittag nach Station Altenkirchen, dem Endpunkt der neuen Kleinbahn, einen Wagen mit Stroh und Decken schicken.

Stroh und Decken! Es klang wie nach etwas Gräßlichem. Nach etwas, das oft viele Jahre lang überhaupt nicht vorkommt.

Wenn jemand vom Mast fiel . . .

Martelen spann und spann; aber es lief ihr eisig den Rücken herab.

Mancher al'e Matrose hinkte als Krüppel durchs Leben! Und wenn sich ein Steuermann aus irgend einem Grunde auch einmal da oben etwas zu schaffen machte! . . . Kapitän Widmitz — o, du barmherziger Gott! — der war vergangenes Jahr aus dem Mastkorb gestürzt und gleich tot auf Deck angekommen.

Auf einmal stand das Spinnrad wie eingeroftet. Martelen bog den Hals. Dann regte auch sie sich nicht mehr.

Sie fuhren ins Dorf!

In deutlichen Mitäten quetkten die Räder. Und nun ging es auch schon hinunter in die bekannte ausgefahrene Stelle.

Das Warten war zu Ende.

Ein dumpfer Druck hob sich von ihren Sinnen. Aber nur, um gleich darauf mit doppelter Schwere auf ihr Herz zurückzufallen.

Laut wieherten die Buttartener Pferde. Immer näher kamen sie. Nun schnaubten sie gedämpft und zogen langsam das Gefährt durch den Hohlweg.

Wunderlich fuchtelten ihre Ohren im hellen Mondschein. Auch ein Stückchen des Kutschers sah Martelen und dann noch den Kopf einer zweiten, kleineren Gestalt — Gustavs Kopf mit dem steifen schwarzen Sonntagshut darauf! — Weiter sah sie nichts.

Es flimmerte ihr vor den Augen.

Sie hatte nichts gesehen — und doch etwas. — Etwas so Unbestimmt-Grauenhaftes! — Etwas, das nun weiter durchs Dorf fuhr, und dem sie hätte nachschreien mögen, wäre ihr die Kehle nicht wie zugeschnürt gewesen.

Warum einen Wagen mit Stroh und Decken?

Sie wollte wieder spinnen. Aber sie sank in sich zusammen und starnte weiter bewegungslos in das bläuliche Mondlicht.

Beethmann hatte immerfort gelesen. Troßdem mußte auch er den Wagen gehört haben, denn plötzlich sagte er, sich breitspurig erhebend: „Na, iz möalich, einer kann mit anfassen, oder sonst was! Nachbar Strohmehers passen ja auf — das Order hat Gustav schon gegeben, als er abgereist ist. Aber denn doch!“ . . .

Als der Vater eine Weile fort war, wollte Miele ihm nach.

Aber Marie sprang vom Stuhle auf und trat ihr in den Weg.

„Geh nich! — Was willst du?“

„Nichts nich. Doch man so!“

„Geh nich! — Weist du nich . . .“

„Was denn? — Du! Was denn?“

„Weist du nich, was Mudder immer gesagt hat, wenn 'ne Gräft (Begräbnis) war?“

„Mudder?“

„Na, wenn 'ne Gräft war, und wir wollten gehn luden?“

„'ne Gräft? Martelen, red doch nich!“

„Geh nich!“ flehte es wieder.

„Nich weist nich mehr, was Mudder aefoat hat!“

„Dirns, luct nich so! Sonst reit mor'arn die Erd f'r Euch ihren Sols auf!“ hot sie gesagt.

„Red doch nich! Einem graut ja!“

„Daß du bleibst! — Was willst du denn?“

Martelen redete schon ganz heiser. Gewaltsam hielt sie die Schwester am Arm fest.

Nur nicht vor der Zeit miten. Was mit Malte Piber los war! Nur es nicht wissen! —

Als aber endlich — wohl nach drei Viertelstunden — der Vater zurückgekommen war und aefoat hatte, Malte Piber habe so etwas, wie einen schweren Gelenkrheumatismus, er sei lahm an allen Gliedern und müsse gehoben werden, als wäre er ein altes Kind, mor'arn, wenn der Altenkirchener Doktor auf den Buttartener Gutshof aeholt werde, wo die alte Hofzüngein Sub'lerne auf den End Lin'ae soll, er auch zu Malte herunterkommen, als der Vater all das ohne Aufreuna, ganz als wäre es etwas Utägliches, berichtet hatte, redete sich auch Martelen ein, es sei für diesmal das Schlimmste darüber.

Nichts entzwei aebrochen hatte er!

Nicht kurz und klein aeschlagen war er wie Kapitän Widmitz! Er lebte!

Und über eine gewöhnliche Krankheit mußte ein Mensch, wie Malte, ja doch Herr werden!

In ihrem Kopfe begann die Welt wieder ein geordnetes Gesicht zu bekommen. Eine Stunde später schlief sie. Freilich so sonderbar tief atmend, als arvelte die Angst doch unbewußt in ihr fort.

Und die Beruhigung war wirklich nur ein Rückschlag gewesen. Genau, wie der scheinbar sanfte Rückschlag der sich hoch in Wogen bäumenden See. Es ist eine unheimliche Gewalt in diesem Zug nach rückwärts. Letze wahlte er mit den aufgelösten Elementen der alten Woge nur das Zeit aus für eine neue.

Als Marielen am anderen Morgen erwachte, geschah es mit einem dumpfen Schreck.

Ihr graute. Mit beiden Händen griff sie über ihr schlaftrunkenes Haupt, als wolle sie die Zukunft beschwören.

* * *

Kaum war eine Bitterin um die Ecke zum Stall gebogen, so klapperten auch schon die Holzspannschellen der anderen über den Damm des Nachbarhauses.

Ja sogar über den Hohlweg ging es herüber und hinüber.

Es surrte und jummte bald am Roben, bald auf den Hausdiele, als wären zur Zeit der ersten Nachtfröste die Fliegen des Spätsommers zurückgekehrt, die einmal zusammengetaumelt, nicht so leicht wieder vom Haufen lassen.

„Ne, aber auch so'n Schicksal! So'n unverhofftes! Gerade schob ich meinen Wassertopf für'n andern Morgen in die Ofenglut — einer muß ja auch immer zusehn, daß einer seine paar Kohlen noch ausnutzt! — da kamen sie auch schon ins Dorf gefahren.“

„Jä — und ich! Ich sag noch eben zu Augusten — — August, sag ich, was woll Pipers bald kommen tun? Da hör ich auch schon Bauer Schröders seine Braunen lauthals wiehern!“

„Ne und 'n jung Mensch, schlank als 'n Mastbaum!“

„Jä — und ein, der immer hoch hinaus hat gewollt! — Naberich, wein nich!“

„Na ne, Naberich! — Aber da kannst du auch nich weiter von sagen! Wenn wer den Kopf zu 'n lernen hat, wie Malte, warum auch nich? — Das is nu noch kein Gottversuchen nich! — is das nich!“

„Ne! Aber denn doch! — Wenn's wenen hat treffen sollen, denn so mein ich man, die Pipers Jungens, die können das noch am ersten tragen! Beid unversreit und Geld auf Zinsen!“

„Ja, is schon richtig: Geld auf Zinsen! Denn das is 'n duimnen Schnack gewesen, daß Malte sein Geld nich grad so gut auf Zinsen hätt, als Gustav! — Bloß man seiner hat gewußt, wo?! So'n Neumodscher als Malte, der würd sein Geld schon nich in'n Strumpf zusammenklunkern, als 'n alt Weiberstück. Eher noch Gustav, denn den seine Finger sind was letmtig — das bacht gern an! — Aber ich sag bloß . . . Sag ein Mensch — das

Unglück!“

„Ja, so'n Unglück! — Als wir Schröders seine Braunen so lauthals wiehern hörten, da August gleich den Berg runter und rauf nach Pipers ihre Tur, und ich hinter ihm an. — Ne, nie vergeß ich das! — — Wie'n Kalb, das sie abladen! — Herr Gott, wenn ich denk! . . . und is ausgefahren, als 'n forschen jungen Kerl! Unglück schläft nich!“

„Jä — und ein Unglück kommt nich allein! — Was mein alt Tanten Rotisprachen war, die so lange krumm und lahm in der Betstatt gelegen hat, die pflegt all immer zu sagen: „Kinders, trost euch: Ein Unglück kommt nich allein!“

„Und da hat se Recht in gehabt! Das hat man all oft belebt! — Herr Gott! und der schmude junge Kerl!“

„Jä — schmuck hin! schmuck her! Naberich, wein doch nich! — Bon's Rohren kriegst 'n auch nich wieder gerade! — Aber ein Unglück kommt auch nich allein! — Marielen Beethmann . . . ne! ne! — Mir graut richtig für die Dirn! Ich denk immer, die Dirn, die hängt sich nu woll auch noch auf!“

„Jesus, red doch nich! — Und Marielen — die hat doch immer so viel gestritten!“

„Na, gerade deshalb, du! — Diebsleut sind als Diebsleut!“

„Om — jä! Wichtig war das nicht letzten Winter! Gehn laten sie zusammen. — Aber jung Volk, das is ja auch was hin und her!“

„Marielen Beethmann nich! Die hat nie nich 'n ander Mannsmensch angefaßt! — Und daß sie diese Tage bei keinen nich kommt! . . . Und die lutt Mielandirn auch nich! . . . Gerade, als wär das abgeerbt! — Na, denk ich gestern auf'n Nachmittag, als der Doktor wieder von Pipers weg war, sollst man mal einsehn bei Beethmanns! — Ne, Kinders! Kinders! hat die Dirn ausgefahn! Kein verdrüstert!“

„Lieber Gott, noch mal! Ja, und wenn er auch dreidoppelt so viel hätt, als Gustav! Was nutzt ihm das all? Mit'n Freien is das vorbet!“

„Ja, damit is das vorbet! — Und was Gusting is, der kann sich nu auch man umsehn! — Gleich so 'ne Last mitzutragen in 'n jungen Haus-hall! . . . Denn behalten muß er'n ja doch! Wo wid er hin, mit 'n?“

„Jä, wo will er hin mit 'n? — Und Gustav denkt jetzt auch gar nich ans Freien! — Den reizt jetzt woll anders was in 'n Kopf!“

„Na, na, Strohmeier'sch! laß deinen Topf man nich mit Gewalt überkochen! Wir gönnen dir das ja all, daß du den Kranken aufpassen tußt, denn du bist mal die Kosten dazu!“

(Fortsetzung folgt.)

Hermann.

(Ein Nachruf.)

Von Otto A. Peters - Berlin.

Er strotzte vor Bescheidenheit!

So wurde an die trauernde Mutter geschrieben,
als ihn die feindliche Kugel ereilte.

Alle Kameraden hatten ihn gern, die Vorge-
setzten lobten den tapferen, unermüdblichen Mann.

Was er sich zum Ziel gesetzt hatte, das mußte
erreicht werden.

Da gab's kein Zurück.

Mit eiserner Energie und seltener Willensstärke
mußte es erreicht werden.

Und stets war es ihm gelungen.

Im Privatleben war er Architekt und berech-
tigte zu den schönsten Hoffnungen.

Da kam der lodernde Brand des Weltkrieges
und auch er gesellte sich freiwillig zu den Streitern
für Ehre und Freiheit des Vaterlandes.

Zog mit hinaus nach Belgien, mit hinein nach
Frankreichs Gefilden und war oft dabet, wenn der
Sch Ritter Tod Verderben erntete.

Er zog mutig mit.

Mancher Brief in die Heimat gab Zeugnis von
dem glühenden Vaterlandsgeist, und manche Hoff-
nung beseele des jungen Stürmers Herz.

Draußen gab es auch ruhige Tage.

Tage der Erholung.

Auch in den Ruhepausen sah sich Hermann nach
Arbeit um.

Die Offiziersunterstände stellten ihm eine schöne
Aufgabe in der Einrichtung und Ausschmückung.

So entstand dort draußen bald so manches an-
genehme Plätzchen und an Dank der Offiziere fehlte
es dem jungen Künstler nicht.

Auch den Kameraden war er stets ein guter Be-
rater und wo es ihre Sorge galt, da war es auch
die seine.

Hermann half überall und selbstlos.

Er war mit dem Geringsten zufrieden, wenn nur
die anderen hatten.

„Wir beweinen einen treuen Kameraden!“

Stört es etwas schöneres unter rauhen Kriegern?

Ist das nicht die schönste Ehre für einen gefal-
lenen Helden?

Nun wölbt sich über seiner irdischen Hülle der
Hügel und der Winter deckt ihn mit warmem
Kleide zu.

Ihr wollt wissen, wie er fiel? —

Es war eine stürmische Nacht.

Rasend jagten die schwarzen Wolken und der
heulende Wind jammerte kläglich.

In Strömen klatschte das Wasser hernteder, alle
Schleusen des Himmels schienen geöffnet.

Eine Nacht — recht dazu angetan zu sterben.

In vorgehobener Stellung vor dem Feinde
lagen die Grenadiere und ein Hagel von Geschossen
ergoß sich über den Graben.

Aus dem vernichtenden Trommelfeuer des Nach-
mittags war man glücklich herausgetommen und
Meter um Meter näher an den Feind herange-
rückt.

Jetzt hieß es, das letzte Hindernis brechen und
das Drahtverhau überwinden.

Wenn es gelang, einen Weg hindurchzubahnen,
konnte man vielleicht ohne nennenswerte Verluste
herankommen. Aber wie das Drahtverhau besetzt-
gen? Wenn mutige Leute hinausstiegen und sich
an die Stacheldrähte heranarbeiteten und dann mit
der Schere kräftig zupackten, dann konnte es ge-
lingen.

Doch in diesem Feuer war es ein gewagtes
Spiel.

Menschenleben würde es kosten.

Menschenleben sind kostbar.

Lange hatte man überlegt.

Günstig war die Nacht.

Man hatte nach Freiwilligen gefragt.

Es blieb ernst und stumm.

Alle waren sie mutige Helden, aber hier stand
doch Gebatter Tod zu nahe vor der Türe.

Nur einer kam zögernd vor.

Nicht zögernd vor Angst — zögernd vor Be-
scheidenheit.

Hermann!

„Sie wollen es wagen, Hermann?“

„Für mein Vaterland!“

Man raunte ihm zu, sich zu bestimmen.

Es war gewagt.

Vielleicht konnte die nächste Minute schon Tod
und Verderben bringen.

Hermann blieb fest.

„Ich wage es.“

Einer muß es doch sein. Die Nacht darf ja
nicht ungenützt vorübergehen.

„Hier eine gute Drahtschere.“

Waffen und Gepäd zurückgelassen, möglichst leicht, daß man ungehindert und vielleicht auch ungelesen vorwärts kommt.

„Mit Gott, Hermann!“

Ein kühner Schwung und Hermann war vor dem Graben.

Niemand dort drüben schien ihn gesehen zu haben.

Auch die ständigen Leuchtkugeln waren wirkungslos.

Zoll um Zoll arbeitete sich der Tapfere heran, zwischen den Zähnen die Schere.

Die Andern stehen im Graben und verfolgen durch die Schießscharten den Weg des Kameraden. Drüben fällt Schuß auf Schuß.

Leuchtkugeln steigen empor und ziehen in weitem Bogen ihre Bahn.

Sie haben ihn noch nicht verraten.

Weiter und weiter kriecht Hermann.

Nun hat ihn die Dunkelheit aufgenommen. Noch einmal taucht sein Schatten in der Helligkeit auf.

Nun ist er verschwunden.

Das feindliche Feuer scheint nachzulassen.

Wird immer schwächer.

Bereinzelt fallen die Schüsse und zischen die Kugeln.

Was wird aus dem wackeren Jungen werden? Fast sieht es aus, als ob die Feinde das verwegene Spiel verfolgen.

Vielleicht haben sie den Kühnen entdeckt. Vielleicht lassen sie die Maus in der Falle zappeln, um sie dann um so sicherer zu vernichten.

Bald scheint es so.

Kein Schuß dröhnt mehr in die Nacht.

Wie atemlose Spannung lagert es auf beiden Seiten.

Ob sie ihn dort bemerkt haben?

Tiefes Schweigen.

Ganz weit, irgendwo in der Ferne hallt es dumpf.

Hohles Klopfen.

Vielleicht wird wieder ein Drahtverhau angelegt.

Vielleicht sind Pioniere an der Arbeit.

Man magt kaum mehr zu atmen.

Horch!

Was war das für ein Geräusch?

Sollte es möglich sein?

Sollte Hermann wirklich die Stacheldrähte auseinander schneiden!

Der leise Ton, der von dort draußen kam, ließ fast darauf schließen.

Ob das Geräusch nicht auch vom Feinde vernommen wurde?

Es blieb ruhig, nur das winzige Knipfen aus dunkler Nacht drang herüber.

Sicher war Hermann an der Arbeit.

Da krachen Salven.

Wildauf spritzt die Erde vor dem Graben.

In schneller Folge steigen die Leuchtkugeln.

Jetzt haben sie ihn bemerkt.

Es war ja auch zu nahe an der feindlichen Stellung.

Nun lag er wohl draußen, von Kugeln durchlöchert. Kaum konnte es anders möglich sein.

Das war das Ende!

Doch — man wußte nicht.

Vielleicht nur eine Vermutung.

Das feindliche Feuer ließ nach.

Tiefe, schweigende Nacht.

Der Kompagnieführer, der dem tapferen Vordringen Hermanns mit wachsendem Interesse gefolgt war, der glaubte nicht an seinen Tod.

Das Feuer galt nicht einem einzelnen Mann. Man sollte noch etwas warten und dann nachsehen lassen.

Vielleicht war er doch noch am Leben.

Vielleicht aber verwundet.

Man konnte ihn nicht draußen liegen lassen.

Diesem nicht.

So einige Minuten.

Da stand er mitten drin im Graben.

Hermann war zurück!

Wie war das möglich?

Wie kam der in den Graben zurück?

Man hatte doch fortwährend in die Nacht gespäht und ihn nicht entdeckt.

Nun stand er da — unversehrt.

Sein Gesicht strahlte.

„Herr Hauptmann — Befehl ausgeführt!“

Unmöglich — hätte der Hauptmann fast gesagt.

Doch mußte es so sein.

Der ruhige junge Mann, der sich sonst stets für sich hielt, der hatte dies vollbracht!

Hatte vollbracht, was alle für unmöglich gehalten.

Nun stand er hier, freudig bewegt.

Er hatte ein Riesenwerk geschafft.

Hatte dies jemand für möglich gehalten?

„Und das Drahtverhau zerschnitten — einen Durchgang geschaffen?“

Hermann bestätigte das.

Noch mehr.

An vier verschiedenen Stellen hatte er die Drähte durchgeschnitten.

Vier Durchgänge hergestellt.

So kam es auch, daß er ganz von rechts zurückkriechen mußte und erst durch den Graben lief, bis er vor seinem Kompagnieführer auftauchte.

Der sagte nichts.

Doch.

„Das Eisenkreuz sollen Sie haben!“

Später war es geworden.

Durch den Graben lief ein Befehl.

„Seitengewehr aufpflanzen!“

Nun war es so weit.

Sturm!

Heute mußte es sich entscheiden.

Handgranaten werden verteilt.
 Sturmgepäck mitnehmen.
 Mützen werden aufgesetzt.
 Schon kommt der Angriffsbefehl.
 Hinaus aus dem Graben.
 Schon rasseln Maschinengewehre.
 Kugeln prasseln.
 Handgranaten spritzen hellen Feuerschein und
 Verderben.

Es braust die Flut der Angreifer und die Wo-
 gen prallen an den Fels der Verteidigung.
 Und die Brandung wächst und rollt.
 Zischt und schäumt.
 Brüllt in wahnwitzigem Getöse.
 Bricht sich wieder an dem blutigen Fels.
 Der wankt.
 Rührt sich wieder hoch.
 Stärker prallen die Wogen und unheimlich wü-
 tet der Sturm.
 Mehr und mehr wankt der harte Fels.
 Und stürzt zusammen.
 Die Flut ergießt sich darüber hinweg und ver-
 liert sich in der Ferne.

*

Weiter rennen die tapferen Kerle und reißen
 alles mit sich!
 Der Feind flieht und schreit.
 Brüllt um das Leben.
 Die Großmut des Stegers schenkt es ihm.
 Die wilden Elemente beruhigen sich und die
 Ruhe bricht sich Bahn.
 Auch die Besonnenheit kehrt zurück.
 Das Gewitter ist vorüber.
 Die Kompagnien sammeln.
 Manch' treuer Kamerad fehlt.
 Manch' guter Führer kommt nicht mehr.
 Krieg!
 Mancher wird bitter vermisst.
 Um manchen Freund getrauert.
 Er kam nicht durch.

Hermann war nicht dabei.
 Hatte er sich verlaufen oder wo blieb er?
 Da meldet sich einer.
 Er hat ihn fallen sehen.
 Vielleicht war er nur gestrauchelt und lief nun
 umher zu suchen.
 Hermann fehlte.

Der Kompagnieführer fragt nach dem tapferen
 Mann.

Er ist nicht mitgekommen.
 Es ist Zeit, man kann nach ihm suchen.
 Sie gehen, die Kameraden. Den Freund zu
 suchen.

Hallo!

Es hallt durch die Nacht.

„Habt ihr ihn gefunden?“

Hierher!

Hier liegt Hermann.

Mitten in dem Drahtverhau, das er durch-
 brochen.

Mitten in seinem Werk.

Dort hat ihn die Kugel erreicht.

Kopfschuß!

Er starb schnell.

Als Held.

Die Männer nehmen die Helme ab und manche
 Zähre rollt zur Erde.

Der Kompagnieführer spricht ein kurz' Gebet.

„Ruhe sanft — du Held!“

Man hat ihn dort begraben.

„Hier ruht ein deutscher Held!“

So steht auf seinem Hügel.

*

„Trösten Sie sich, gnädige Frau, er starb als
 Held!“

So las die Mutter in der Todesnachricht.

Tröste dich, du Mutter.

Tröste dich mit den vielen anderen, die auch
 Heldensöhne hergegeben für ihr Vaterland.

Vielleicht gibt es ein Wiedersehen im Jenseits!
 Glaube daran.

Leichter wird dir der Trost!



Der Alte vom Berge.

Von Curt Bloedorn, 3. Jt. i. einem Ref.-Lazarett.

Wie wunderbar schön ist doch der große Waldsee. Aber so einzig, so herrlich schön wie heute schien er dem Alten vom Berge noch nie gewesen. Langgestreckt liegt er da, fast immer wie in sonnener Nähe. Selten, sehr selten kräuselt ein Wind sein tiefes, stilles Wasser; die hohen Bestände ringsum halten jede größere Beunruhigung durch Wetter ab. Die rechte Seite, an die der hohe Lamm mit seinen dunklen, immergrünen Säulen stößt, sieht poliertem Stahl ähnlich, das einen matten, gelblich-blauen Schimmer angenommen. Die Randbäume und Büsche spiegeln sich dort, wo das langstengelige Schilf fehlte, in klarem Bilde wieder. Den linken Teil säumten uralte Eichen und Buchen, ein paar Birken leuchteten dazwischen und zeichneten weiße Stiche darein, die scharf sich auf dem Wasserspiegel abhoben. Ueber das Ganze goß die Abendröthe ihr mildes Licht. Das Schilf mit seinen reifen Fahnen schien purpur, die keilförmigen Streifen, die einzelne, ziehende Wildenten auf dem See hinterließen, glänzten wie flüssiges Gold, nur die Wasserrosen hatten ihre schneeweißen Sterne, ihre großen, fast runden Blätter die satte grüne Farbe behalten. Scharf in dunkeln Tönen zeichnete sich das steilabfallende Ufer in die Pracht. Ja schön, wunderschön war der Waldsee.

Darum konnte der alte Hirsch sich nicht trennen von seinem Berge, von dem er ihn liegen sah. Schon so lange Jahre hatte er seinen Stand auf der Höhe, die dem Geweihten Ausblick gab, von der er seine kurzen Wanderungen unternommen, wenn der Herbst die Wälder und Felder färbte, wenn die Liebe einzog in die Rothwildherzen und ringsum das Röhren von spät abends bis früh morgens in den Tälern und Schluchten vielfachen Widerhall gab.

In der anwachsenden Schonung hatte der Alte vom Berge sich niedergetan, den Blick zum See, zu den bunten Forsten, die die Herbstsonne mit ihren letzten Strahlen streifte. Einsam, heimlich war der Hirsch. Denn was hatte er schon alles durchgemacht, wie nahe war der bleierne Tod an ihm vorübergegangen. Und gerade damals am meisten, wie er in den besten Jahren war, wie sein weitausgelegtes Geweih die vielen Enden zählte. Aber immer war er den Jägern entronnen, war, wenn auch mit Wunden und Schrammen, davongekommen. Nun wurde er alt, seine stolze Kopfzier war stärker geworden, doch hatte sie

zurückgesetzt. Im Kampf mit Rivalen würde der Alte vom Berge bald den Kürzeren ziehen müssen, mußte hintenanstehen und zusehen, wie jüngere, mehraufhabende mit dem Rudel Rothwild abzogen, zu stillen Plätzen der Liebe. In Gedanken daran wiegte er mit seinem armididen, fast schwarzem, gedrungenem Geweih. Alt, zu alt? Ja! bald hatte er sein Hirschalter hinter sich, traf ihn nicht die Kugel des Jägers, blieb er nicht im Kampfe mit Nebenwähler, lange machte er es nicht mehr, dann starb er den Strohtod, ging ein hinter irgend einem Busch.

Ein leiser, ganz leiser Lusthauch kam vom See, der Hirsch hob das Haupt und zog den Geruch von Wasser, Schilf und Lisch, von harzigen Tannen und Fichten, von Buchen und Eichen tief in die Lungen. Wie das erquickt und kräftigt und neuen Lebensmut gibt. Ja, noch ist Mut und Kraft und Freude am Dasein nicht hin. Das wollte er beweisen, beweisen dem einen, der in den letzten Jahren hier Herrscher sein möchte, Herrscher in seinem Reich, auf seinem Berge. Der würde wiederkommen wie immer im Herbst aus den braunroten Wäldern dort drüben, die den fernen Höhenzug jenseits des Sees bedeckten. Den würde er stellen und bekämpfen bis — bis — egal wenn der der Steger würde, das Sterben würde ihm, dem Alten nicht zu schwer, denn sterben muß er beim Unterliegen. Aber leicht sollte dem Ahtzehnder, dem Eindringling die Eroberung seines Berges, seines Standes nicht werden — der Alte begann vor Erregung unruhig zu werden und kam hoch. Er dehnte und reckte seinen starken Körper, hieb mit dem Geweih in die Zweige der mannhohen Kiefer und stand dann wie eine Bildsäule. Langsam schwand die Wut, warum sich jetzt schon ereifern.

Ein letztes Aufleuchten, ein rasches Aufsehen einiger verspäteter Sonnenstrahlen — die Dämmerung kam, das Büchsenlicht schwand. Nun war seine Zeit. Noch einmal prüfte der Hirsch die Luft, lang wurde der bemährte Hals, die Lauscher spielten — alles in Ordnung. Erst zog es ihn an inneren Rande der Schonung entlang, die Gräser waren hier aber hart vom Sonnenbrand und Trockenheit. Weiter. Am Ende der Fichten sicherte der Geweihte noch einmal lang und ausgiebig. Halt! Rechts knackt etwas! Grauschwarz, wie ein Gespenst, wie verwachsen mit dem Boden stand der Alte; der ganze Körper straffte sich, be-

reit zum Abspringen. Stille — wieder Brechen, dann trat ein Rudel Rotwild, voran das alte Weib, auf den Abhang zum See. In langer Reihe, oft verhoffend, zogen sie talab und verschwanden in dem Nebel, der seit Sonnenuntergang den Wasserfern entstieg. Beruhigt zog der Berghirsch hinterher, um auch unterzutauchen in Dunst und Abenddunkel.

Feierlicher Friede — Bergnacht —

Durch die Wälder ging ein Raunen und Flüstern, der erste Frost war gekommen, das Sterben des Herbstes. Fast zu eilig hatten es die Blätter der Laubbäume zu fallen, es raschelte ununterbrochen; bald lag der Boden bedeckt. Eiskalt zog es vom See, es glitzerte die kahle Ebene, der bewaldete Höhenzug. Die tastende Hand des Vorwinters hatte sich über das Reich des Alten vom Berge gelegt. Der stand im Schilf am See, aus dem das sahle Mondlicht stetig neue Nebelgeister zauberte, die höher und höher stiegen, sich ausbreitend über die Berge flüchteten, um sich zu schweben, feuchten Wolken zu sammeln. Unien klangelten und rauschten auf ihrem Zuge durch die Schwaden, kreisten tausenden zluges einigemal über dem Wasser und ließen sich klatschend darauf nieder. Fern aus dem Holze rief der Uhu, hoch in der Luft die Schneegans.

Der Alte vom Berge stand und grübelte. Jetzt kam die Zeit der Liebe, vielleicht auch die des Sterbens. Grämlich, verärgert war er in den letzten Jahren gewesen, unleidlich den jüngeren, vorzüglich und schlau den älteren Hirschen gegenüber. Die Jäger stellten ihm nach, er sollte abgeschossen werden, um nicht noch mehr zurückzusetzen. Er selbst fühlte sich oft überflüssig, doch immer wieder war der Hang am Leben, an Freiheit größer, wie die Sehnsucht nach einem kurzen Ende. Darum schlich er auch nur nachts ins Freie, zog bei Tage dort, wo niemand ihm beikommen konnte. So auch heute. Er stand und starrte ins Dunkle, ins Nebelmeer. Seine Lichter bekamen matten Glanz, es wurde feucht darinnen, war es der nasse, kalte Nebel, der sich auf sie legte? Unwillig schützelte er den dunklen Kopf, trat einige Schritte weiter vor und verharrte frei am bereiftem, weißen Ufer.

Da oben, den Abhang hinauf, ist der Berg, sein Holz, hier sein stiller, schöner Bergsee, der wie ein großes, tiefes Auge zum Himmel hinausschaut. Dazwischen das Aesung gebende Feld, auf dem er fast sein ganzes Hirschleben gezogen. Jenseits des Wassers das alte, hohe Holz, in dem er gesetzt, in dem er seine Jugend verlebt. Wohl war er in jüngeren Jahren in die weitere Umgebung gewandert, hatte andre Forsten, andere Felder kennen gelernt, doch zu tief wurzelte die Heimatsliebe in ihm. Immer mußte er zurück zu ihr, zu ihr, der er jetzt treu geblieben all' die Jahre. Wie still und ruhig war es immer im hohen Lann, wie heimlich zwischen den starken Buchen, den Eichen, wie

warm in der anwachsenden Schonung, aber auch wie kalt das Walotal, wenn der Nord regte, der Schnee klasterhoch lag und Hunger und Kälte umgingen. Dann hatte ihn der bewaldete Höhenzug, sein Berg aufgenommen, hatte ihn geschützt in Schluchten mit den Buschen und dem Holz. Auch ein Hirsch kann dankbar sein, dankbar der Heimat. Auf dem Berge, der ihm den Namen gegeben, auf den er stolz war, wollte er einst verben. Der Hirsch zog langsam und vorsichtig zu Berg. Vor den Lannen und Fichten mochte er halt, sicherte, fand nichts verdächtig und sprang nur eiligen großen Pluchten in die Diaung.

Im Osten graute der junge Tag, rötlichgelbes Licht kündete der Sonne Aufstehen. Der Alte vom Berge augte über sein Reich. Die Dünningen schlügen vor innerer Erregung, ihn hatte auf einmal ein eigenartiges Ziever gepaart, warm lief es ihm über seine graurote Dede, im Innern sagten alles zu lochen und zu jieden. Was war dadrinnen? Es jagte vom Herzen zum Kopf, immer und immer wieder. Die Lichter bekamen roten Schimmer, eine Unruhe hatte ihn befallen. Da hielt es ihn nicht mehr, er mußte schreien — seine Wut — sein Feuer — seine Liebe, schreien über Waldsee und Berg, über Taler und Höhen. Tief, grollend, gewaltig röhnte der Berghirsch. Wie der heiße Atem zur weißen Wolke wurde in der kalten Luft, wie der zottige Hals sich dehnte und weitete beim orgeln. Er schrie einmal, viermal, zehnmal, als gelte es das Leben. Horch! war das Wiederhall oder — kurz, heiser, ärgerlich röhnte der Hirsch weiter, verschwieg und lauschte. Da! Antwort wurde ihm vom Tal, vom See her. Also doch! Zornig stampfte er auf, schlug wütend mit dem Geweih den Boden, warf Steine und Kraut hinter sich mit den Läufen und schrie wieder kurz, herausfordernd. Einen Trenzer hörte er, dann den nahen Schrei des Ahtzehners. Und da war er. Jetzt galt es, Tod oder Leben, Tod oder Weiterherrschen. Tief im Nacken lagen die armdiden, kurzen Stangen, seine Schreie sagten dem heranziehenden Rivalen „Es gilt, ich bin hier, bis an den Rand des Holzes komme ich Dir entgegen, weiter nicht, hier erwarte ich Dich.“ Und der kam. Schritt für Schritt zog der fremde Hirsch heran, nun waren sie nur noch einige Ellen auseinander. Minutenlang lugten sich die Kämpfer an, beiden war es heiß geworden. Dies wird kein spielendes Geforkel, es geht auf Leben und Tod, wer ist der Stärkste? Schon überlegte der Ahtzehner, ob er kehrt machen soll, noch ein Jahr warten, da stürmte der Alte schon heran, daß es weit zu hören war. Es krachten und knallten die Stangen der Geweihe zusammen, es dröhnte und stampfte, es leuchte und röhelte, sie schoben und stießen sich, sie schlugen und bohrten.

Erschreckt flüchteten die Tiere im Umkreis, so verbißen hatten sie noch nie Kämpfende gesehen,

selbst die Natur schien den Atem anzuhalten. Rings um beiden Hirschen Stille. Die wütheten weiter, trafen sich von neuem, prasselten zusammen. Dem Fremden brach die Augsprosse, er taumelte, sprang zurück, rasend kam er wieder. Der Alte packte gut auf, doch zu gewaltsam war der Anlauf gewesen, er mußte in die Knie, sein rechtes Licht hing in rotem Klumpen aus leerer Höhe. Er riß sich hoch, einige Schritte nach links, wieder heran. Felsen hingen dem Ahtzehner an der rechten Seite. Sie kämpften und kämpften, vergaßen alles um sich her. Wieder stehen beide Hirsche getrennt, atemholend, fallen dann erneut aufeinander, weiter kracht und dröhnt es. Da will der Alte zurück, einen neuen Stoß machen, er kommt nicht los. Der Gegner zieht, auch der nicht — verkämpft! Sie zerrren, sie winden sich, versuchen nach rechts und links zu brechen — vergeblich; es geht nicht. Sie stöhnen, ächzen, die Dünningen schlagen und zittern, die Hirsche dampfen, alles umsonst — verkämpft. —

Die Stunden kriechen, die Hirsche stehen. Die Sonne brannt, es wird Mittag. Lang hängen die Leeder aus den Geäßen, schwach geht der röchelnde Atem, die Läufe zittern, matt sind die Stücker, die Hirsche stehen immer noch. Der Standhirsch ist zäher wie der Fremde, er ist noch hoch, als der Gegner in die Knie sinkt.

Da begann der Alte vom Berge: „Warum mußtest du kommen, mich zu vertreiben suchen, hastest du keine Heimat? Was hat sie Dir getan, daß du sie verläßt? Was ich? Ist nicht Platz auf der Erde für uns beide? Und nun? Dir geschieht recht, aber mir! Allvater, dort oben, gib ein rasches Ende, lasse mich nicht langsam umkommen, mich, der ich verteidigt, was mein, was mir gehört seit meiner Kindheit!“

Die Sonne ging zur Ruhe, da fiel auch er. Durst — Durst! — Aus des Ahtzehners Riß läuft Schweiß dauernd in schweren, eilenden Tropfen, hatte schon den ganzen Tag geperlt, es geht mit ihm zu Ende. Er röchelt, reißt sich, die Läufe schnellen, nur noch einige Zuckungen, — er liegt still.

Wieder geht die Sonne auf, wieder strahlt Herbstgold über See, über Berg und Forsten. Im Todeskampf bäumt sich der Ueberlebende. Da —! gibt das Geweih nicht nach? Er reißt noch einmal die letzten Kräfte zusammen, zieht und zerrt, ein Klappern — frei. Er taumelt hoch — sieht seinen Berg, den Waldsee, sieht seine Heimat, seinen toten Gegner. Ehrlich gekämpft, ehrliches Sterben! Tod nun komme, ich bin Sieger, — ich — „der Alte vom Berge“!



Die Gule.

Von C. Bloedorn.

Da war er wieder, der volle blanke Mond, der so still seine altgewohnte Bahn am sternklaren Himmel zog, der so mild durch das Geäst und durch die Blätter der hohen Bäume des kleinen Holzes schien und auf den Waldboden sein weiches Licht goß, das den vom Tageslicht geblendeten Sehern so wohl tat, daß sie äugen und die Tiere erkennen konnten, die sie, die Gule brauchte für sich und um die Jungen groß zu bekommen. Auf dem dünnen Ast der dicken Buche, in deren hohlen Stamm sie ihre drei Kinder hatte, saß die Mutter, sah im Mondescheine wie ein dickes Ausrufungszeichen über einem Gedankenstrich aus und äugte von oben herab auf das silbergrüne Heidelbeerkraut, auf dem jetzt so hellen Boden nach Beute.

Schwer hatte sie es, seitdem der Vater der noch nicht flüggen Jungen verschwunden, der nicht wiederkam, als er getreulich half, Nahrung herbeizuschaffen. Es mußte ihm ein Unglück zugestoßen sein.

Goldig stieg jetzt die Scheibe des nächtlichen Wanderers am Sternenzelt höher und höher, entschwand bisweilen hinter Laubgewirr und erschten wieder zwischen den Lichtungen.

Auf einmal bekamen die großen schönen Philosophenaugen der Gule Glanz, die weichbiederten Ständer lösten sich vorsichtig vom Ast, ein Heben der Schwingen, ein lautloses Abstreichen, ein leiser Schrei der geschlagenen Maus, die im Fallaub geraschelt, die Gule flog mit der Beute zum Miloch, zum Horst der Kinder. Selbst Hunger hatte sie, der Magen knurrte schon lange, aber Mutterliebe ließ nicht zu, daß sie jetzt schon kröpfte. Erst gegen Morgen, als der Nachwuchs im Neste zum Pläzen gefüllt war, gönnte sich die Gule auch etwas.

Acht Tage und Nächte regnete es ununterbrochen. Von den Zweigen fielen große Tropfen, an den Stämmen, in den Ritzen der Rinde lief das Wasser in sinderdicken Rieselherab. Die Erde war vollgesogen wie ein nasser Schwamm, ein dick-

ter Wasserdunst lag darüber. Der abnehmende Mond hatte das schlechte Wetter mitgebracht. Die Waldtiere zogen in die Felder, denn das Klatschen, Reden und Fallen des Regens von dem grauen Dach war ihnen unangenehm, und schlecht hören konnten sie bei dem ewigen Klatschen kommende Gefahr.

Der Eule ging es besonders schlecht. Alles kleine Getier hatte sich aus dem triefenden Holze gestuchtet. Die Mäuse, die in Menge dagewesen, wurden stetig seltener, eine Krankheit war durch die Plage aber sie gekommen, sie parven in ihren Nestern zu Hunderten. Da wurde die Jagd auf die Mager schlecht, oft mußten die jetzt so hablichen Federlumpen, die später so schönen Jungeulen, lange warten, bis die Mutter mit Fraß kam. Sie saßen in dem Nest vor Hunger, daß es der Alten ans Herz ging. Oft schon hatte die daran gedacht, hinzustiegen zum Bauerngehöft, die Scheunen und Ställe anzufuchen. Dort im troanen Stroh und Heu mußte noch Maus und ihre Sippe hausen, doch aus Angst und Furcht vor dem Menschen, der die Eulen aus Aberglauben hat, dem ihr Schrei, ihr Flug Unglück bringen sollte, und der ihr darum nachstellte, wo er nur konnte, war sie dem fern geblieben. Jetzt mußte die sorgende Alte es doch wagen. — Die Dämmerung kam, die Eule wurde sehend, nahm sich hoch und strich hin zur Wohnung der Menschen. Vorsichtig umkreiste sie das Gehöft wieder und immer wieder, sog lange an dem langen, strohgedeckten Geläß für Stroh und Heu hin und her, horte das Wiepen und Pfeifen der Mageriere. Da vergaß sie alle Vorsichtsmaßregeln, schrie vor Freude, jagen zu können, einigemal und schlupfte durch eine breite Spalte ins Innere. Auf dem Holmbalken bloate die Eule auf, ihre Seher weiterien sich, sie sah überall Maus huschen, hörte das Rascheln, ihren letzten Pfiff. Den Ruf der Freude stieß die Eule aus. Ihre Brut war gerettet, hier konnte sie Nahrung suchen und half zugleich dem Bouern, der Menschheit. Sie maufte und sing. Den Schnabel voll, die Fänge voll der kleinen Mager strich sie zurück zum hohlen Baum, sättigte die Jungen, kehrte wieder zur Scheune und fütterte die ganze Nacht. Und so ging es eine Woche.

Die drei großäugigen, jetzt sich färbenden Jungen, waren nahezu flügge, schon kamen sie an den Rand des Horstes, kletterten auf dem Ast umher und äugten sich die Welt an, die ihnen noch ein großes Rätsel. Wie kleine Katzen saßen sie aufgereizt auf dem belaubten Zweig, drängten sich hin und her, versuchten sich anzuknappen, überstellten sich und redten zuweilen die Schwingen zu kurzem Flattern, das sie bald erlernen sollten und warteten auf die Mutter, die wieder einmal fort war, Fraß für die ewig hungrigen Schnäbel zu holen.

Im nassen Moos umkneten und quartien die Frösche, eine Drossel klagte ihr weiches Lied im unfernen Gebüsch, von weither drang verschwommen

Hundegebell, und Rücken summen in dünnen feinen Tönen die kommende laue Nacht herbei. Ein Flüstern, ein Wispern, die müde Natur ging schlafen.

Der grämliche Bauer hatte den „Totenvogel, die Eule“, mit Entsetzen schon einige Abende bei seinem Gehöft gesehen, hatte ihren Schrei gehört, den er fürchtete. Die Haare standen ihm zu Berge. Seit er damals in der Nacht den Viehstall seines Nachbarn angestekt, wie dann die Loye zum Himmel stieg, das Paar Kühe und die wenigen Schweine des Mannes in den Flammen umfamen und zwischen verkohlten Trummern am andern Tage die schwarzen Knochen des so niedetrachtig Bewunderten gefunden wurden, seit damals hatte der Bauer Furcht vor dem Tode. Der leise piegende Vogel, der urploglich irgendwo hergeschwebt kam, der dann so heiser schrie, der bedeutete baldiges Sterben. Er wouste noch nicht ins Gras beißen, wollte noch den Vorteil wahrnehmen, den er durch Kauf des Landes von der Witwe, der Frau des Toten, hatte. Und er fürchtete auch das Jenseits. Der Nachbar hatte im irdischen Feuer braten müssen, nicht lange wohl, er wurde rosten im ewigen. Ein kalter Schauer rieselte über seinen Rücken, der Sierbenvogel, der Zeichenvogel muß fort.

Die Eule hatte die nahen Felder abgesucht, nichts gefunden. Also hin zur Scheune. Dort ist die Spalte, dort geht es hinein. Unhörbar schwebte sie dahin und setzte sich, um auszuruhen, in das Loch. Dicht unter sich hörte sie ein Rascheln, die Alte beugte sich vor . . . ein dumpfer Schlag — sie fiel vornüber ins Stroh. Der Bauer frohloate. Der Tod ging an ihm vorüber, der Vogel, der ihn verläudet, war in seiner Hand. Mit hartem Griff trug er das leblos scheinende Tier ins Haus, nahm zwei Hölzer, heftete sie zusammen und nagelte mit dicken Nägeln die betäubte Eule darauf. Im Innern des Wohnhauses, zwischen Balken und Strohdach, hing er sein Werk auf. Nun war er geschutzt.

Die drei Jungen im Walde warteten die ganze Nacht, die Mutter kam nicht. Der Tag verging, der Abend nahte, ihre Ernährerin blieb aus. Da fiel vor Ermattung erst das eine, dann die andern vom Ast, humpelten mit kranken Gliedern hungrig im Kraut und konnten sich nicht helfen. Zu klein waren sie noch. Der Fuchs, der auf leisen Sohlen auf Raub schlich, fraß sie um Mitternacht.

Oben im Giebel war die arme Eule erwacht, der Schmerz der Nägel war rasend, sie verdröhte ihre Lichter, wand den vom Knüppelstieb getroffenen Kopf, krallte im Fieber die Fänge, es half nichts, sie kam nicht los. Da dachte die Mutter an ihre kleinen im hohlen Astloch unter dem Blätterdach. Die Waisen waren dem Hungertode verfallen, der Vater schon lange fort, sie hier angenagelt vom Mensch im Wahnsinn des Aberglaubens. Sie sah ihre verlassene Brut, sah sie hocken und ausschauen nach der, die ihr alles gewesen. Die Licht-

ter der Gule erweiterten sich, der Schnabel knappte, das Gefieder sträubte sich, die großen, nachdentlichen Augen starrten in die Balken des Daches. Der genagelte Vogel schrie, schrie, daß es schallte durch das Haus. Der Bauer unter in der Stube bekam das Grausen, er sprang von seinem Lager auf, griff nach einem Knüttel und stieg zum Boden, den Unheilvogel ganz zu töten. Von Balken zu Balken kroch er hin zu ihm. Ermattet hing die Gule still, die schmale Mondichel warf gespenstisches Licht auf sie. So fand der Mensch sein

Opfer. Tod glaubte er es; doch das arme Tier sah seinen Quäler, stierte ihn an und klagte plötzlich, die Augen rollend, zitternd am ganzen Leibe, schrecklich auf. Den Bauern hatte er gepackt, er sah in der Gule am gekreuzten Scheit den Tod, sah eine feurige Lohe, sah verkohlte Menschenknochen — stürzte hinten hinüber und brach das Genick. Der gemarterte Vogel hörte den Todessturz des Menschen. Gerächt waren die Kinder, der Vater und sie. Vom fernen Kirchturm schlug es zwölf. Zur selben Stund wie ihre Kinder starb die Mutter.



Vereinsberichte.

Messenthiner Waldverein zu Stettin

Groß war am Sonntag, den 17. October, die Zahl der Teilnehmer, die bei herrlichem Herbstwetter der Einladung des Messenthiner Waldvereins zu einer Tageswanderung von Stettin nach Messenthin Folge leistete. Es galt hierbei, die Bezeichnung der Wege und Stege zu prüfen; aber auch die Zuverlässigkeit der vom Waldverein herausgegebenen Wanderkarte sollte sich gleichzeitig zeigen. Um es vorweg zu berichten, der Natur- und Wandrerfreund kann mit der vom Waldverein bisher geleisteten Arbeit wohl zufrieden sein. Die Wegezeichen sind übersichtlich angebracht, das gesteckte Ziel der Wanderung ist jetzt sicher zu erreichen. Die Tätigkeit des Waldvereins ist weiter ausgedehnt durch das Schaffen neuer Wege; ferner wurden Quälen gefaßt, Aussichtspunkte zugänglich gemacht, zahlreiche Ruhebänke aufgestellt, eine Unterkunfts-hütte errichtet, alte und hervorragend schöne Bäume vor dem nahen Verfall geschützt, billige und bequeme Verkehrsmöglichkeiten geschaffen, für die Vogelwelt Mitgelegenheiten hergestellt und während der langen Winterzeit eine energische Vogelfütterung ausgeübt. Der Waldverein hat sich durch diese gemeinnützigen Arbeiten bleibende Verdienste erworben; insbesondere durch seine Wanderkarte, die sich als unbedingt genau und nach jeder Richtung hin zuverlässig erwiesen hat. Daß der rührig-

Waldverein in dieser großen Zeit seine Tätigkeit auch auf den Krieg einstellt, das Genesungsheim des Buchheidevereins für verwundete deutsche Krieger unterstützt, sei nur nebenbei erwähnt.

Wie schon mehrfach, so waren auch zu dieser Wanderung einige unserer tapferen Feldgrauen als Gäste geladen; die Lazarettverwaltung beurlaubte bereitwillig einige verwundete, aber marschfähige Krieger. Zur festgesetzten Morgenstunde und unter bewährter Führung begann die Wanderung vom verabredeten Treffpunkt am Ederberger Walde. Hier beginnt auch schon die Tätigkeit des Waldvereins. Eine aufgestellte Tafel mahnt den Wanderer, den Wald in seinen Schutz zu nehmen. Der Weg führte zunächst quer durch den Ederberger Wald, am Dultorp-Turm und Forsthaus vorbei auf die Höhe des Wigand-Weges. Bereits bei Lindenhof beginnt der Wigand-Weg, geht am Arndtsitz vorbei durch die Remiger Talmulde, überschreitet sodann die Landstraße und leitet durch herrliche Waldpartien auf die Wuffower Höhen. Prachtige Fernblicke genießt der Wanderer vom Ginsterberge aus auf Stettin; die Höhenzüge der Buchheide und der südliche Teil des Kreises Randow, begrenzt durch die Ortschaften Hohenzahden, Ratow und Sparrenfelde, liegen ausgebreitet wie auf einer Landkarte vor dem Beschauer. An der Mutgeber Mühle endet der Wigand-Weg (3 Kilometer) in den Radfahrweg, der hier im scharfen Winkel links nach Messenthin führt. Unser Weg geht in entgegengesetzter Richtung, dem Sieben-

brüderbach aufwärts folgend nach dem Friesendenstein, sodann dieselbe Richtung weiter bis zum Wege, der von Wuffow nach Vogelssang führt. Hier nimmt der Siebenbrüderbach den Springbach auf. Ein einfacher Steg vermittelt den Uebergang nach dem entgegengesetzten Ufer. Daß diese kleine Brücke nicht gefahrlos zu überschreiten ist, mußte ein Teilnehmer erfahren; das Brett hatte nicht die richtige Lage, gab nach und ein kaltes Bad wäre bald die Folge gewesen.

Von hier aus wurde der Weg am Rande des Springbaches eingeschlagen. Der Spielermannsweg führt durch den Warjower Wald zur Quelle — 4 Kilometer —. Die jetzige Gestalt der Springbachquelle und deren Umgebung ist ein Werk des Mesenthiner Waldbereins; wie die aufgestellte Tafel besagt am 13. 6. 1909 eingeweiht. Oft und gern wird dieser reizvolle Wald aufgesucht. Im nahen Waldschloß, ebenso in Seidelstuh, sind Erfrischungsstellen gegeben. Nach kurzer Rast im Waldschloß ging der Weg über Vogelssang weiter zur Herzogseite — 2 Kilometer —. Diesem Veteranen des Waldes, der bedenkliche Spuren der Permittierung aufweist, wird ein Alter von 700—800 Jahren nachgesagt. Auch die gegenüberstehende Zwitlinasche ist beachtenswert. In Fortsetzung des Weges gelangt der Wanderer nach dem Fortschause Kohlenlese, in dessen Nähe prächtige gewachsene Eichen stehen; sie dienen als Naturschutzgebiet, gleich der Herzogseite und der Zwitlinasche. Unmittelbar hinter dem Fortschause, seitlich des benachbarten Gutshofes Kohlenlese, genießt der Wanderer eine schöne Fernsicht. Der nordwestliche Teil des Kreises Randow, über Passenheide und Stalzenhura hinüber, sowie der Wald der Oberförsterei Kalkenmühle und Mükelsburg fallen den Blick. Es empfiehlt sich, die kurze Strecke bis zum Waldbrände wieder zurückzugehen; eine Tafel weist hier die Richtung „Zur zweiten Kohlenlese Fernsicht“. Neben Ritz und das Rademasser hinterher schmeißt das Auge; deutlich ist der Leitholm und das Gaff sichtbar. Die Aufstellung einer Richtungstafel wäre indes sehr erwünscht.

Ein weiterer Fortschritt des Weges, durch den Rautenweg, ist das steile Redlitzfelde bald erreicht — 2½ Kilometer —. Die an der Koboldham Waldherde aufgestellte Anhaltstafel ist dem Aufsicht des Hauptlehrers des Ortes in bestem Maße zu danken. Redlitzfelde, inmitten moosigen Kiefern- und Buchenwaldes gelegen, ist als Sommerfrische sehr beliebt. Von hier aus vorwärts wird den Weg am Rande des Kohlenleser Waldes nach dem Mesenthiner Walde. Ohne Mühe ist bald die Mesenthiner Waldherde erreicht. Der Weg geht durch den Mesenthiner Wald zu der nahen Waldherde am 15. 6. 1913 nachmittags Aufstiege — 2½ Kilometer —. Hier erfolgte eine photographische Aufnahme. Die schönste gelegene Mühlenmühle — 1 Kilometer — ist bald erreicht. Nach 2stündiger Rast erfolgte der

Marsch weiter über die Scholwiner Höhen, durch den malerisch schön gelegenen Ort Scholwin zum Bahnhof Kavelwisch — 3 Kilometer —. Der Zug 5,57 Uhr abends brachte die Teilnehmer wieder heimwärts. Die Einstellung eines besonderen Wagens wurde angenehm empfunden; der Eisenbahnverwaltung sei für dies Entgegenkommen auch an dieser Stelle gedankt.

Carl Küster, Stettin.

Pommern-Bund, Berlin-Steglitz.

In einer kürzlich stattgehabten Versammlung, mit der das Winterhalbjahr begann, wurde eine Ergänzung des Vorstandes vorgenommen, der sich nunmehr wie folgt zusammensetzt: Erich Müller-Steglitz 1. Vorsitzender, Dr. Hans Benzmann stellb. 1. Vorsitzender, Paul Wendlin, z. Bt. im Felde, 2. Vorsitzender, Pastor G. Laur, stellb. 2. Vorsitzender, A. Homburg-Schdath Schriftführerin, Eleanore Kues stellb. Schriftführerin, Geheimrat Kofke, Schachmeister, Bildhauer Martin Meyer-Portz Rechnungsprüfer; als Beisitzer wurden gewählt: E. M. Kues, F. Haushalter, Katharina Ritelmann, Clara v. Schdow. Die bisher in Aussicht genommenen Veranstaltungen sind Ernst Scherenberg (10jähriger Todestag), Ernst Moritz Arndt, Heinrich Kruse (100. Geburtstag) und Henning v. Roß (60. Geburtstag) gewidmet. Außerdem wird eine Weibnachtsbesprechung für verwundete pommersche Krieger beabsichtigt.

Aus der Zeit.

Das Pommernlied im Felde.

Die Anhänglichkeit der Pommern an ihrer Heimat ist sprichwörtlich geworden. Auch im Felde hat sich wiederum gezeigt, daß die pommerschen Feldgrauen trotz der monatelangen Abwesenheit ihrer Heimat treu geblieben sind. Die Heimatliebe drückt sich am besten im Liede aus. In der Heimat weiß der Pommer sein Heimatlied wenig zu schätzen, desto mehr liebt er sein Heimatlied „Wenn in stiller Stunde . . .“ in der Ferne. Ganz besonders in der jetzigen Kriegszeit singt es der Pommer im Felde gerne, wie aus nachstehender Feldpostkarte an die „G. Z.“ hervorgeht:

Es hat sich das lebhafteste Bedürfnis herausgestellt, daß wir das Pommernlied einmal singen. Aber bei dem vielen Russisch, Polnisch, Sibidisch, Französisch, das wir haben lernen müssen, ist uns leider der Text etwas abhanden gekommen. Können Sie uns nicht kostenlos etliche, sonst wertlose Wiederhefte von Pommern usw.,

die das Pommernlied enthalten, senden? sie würden mit Dank begrüßt werden.

Hochachtungsvoll

Sch, Major.

Der in dieser Feldpostkarte ausgesprochenen Bitte ist die „G. Z.“ in der Weise nachgekommen, daß sie eine Anzahl Abdrücke von dem Pommernlied hergestellt und dem Bittsteller zugesandt hat. Bei dieser Gelegenheit möchten wir dem Gedanken Raum geben, daß das Pommernlied mehr als bisher in der Heimat gesungen werden möchte, damit die demnächst ins Feld rückenden Pommern draußen sich mehr denn je ihrer Heimat erinnern möchten. Damit tun die Pommern sich und ihrer Heimat einen Gefallen.



Pommersche Bücherschau.

Aus der Werkstatt des Pommernverlages.

Trotzdem auch auf dem Buchgewerbe und allem, was damit zusammenhängt, der Krieg seine schwere Hand gelegt hat, daß der Druck schier nicht mehr zu ertragen ist, hat der Pommernverlag trotzdem seine Tätigkeit nicht eingestellt. (Siehe die Ankündigung auf erster Seite dieses Doppelheftes!) Von den pommerschen Heimatbüchern sind einige im Druck nahezu vollendet, das erste der Quellenbücher steht seiner baldigen Veröffentlichung entgegen und die Zeitschrift Jung-Pommern, auf die wir auch an dieser Stelle empfehlend hinweisen wollen als auf ein Blatt, das gerade in dieser schweren Kriegszeit die beste Lektüre für unsere heranwachsende Jugend bildet, erscheint trotz aller Schwierigkeiten regelmäßig weiter.

Dazu wird der Verlag demnächst mit einer Neuheit auf dem Büchermarkt erscheinen, die aus der Feder von Otto U. Peters, eines Mitkämpfers im dem großen Krieg, stammt. Das entsprechende Werkchen heißt „Schwerter heraus!“ Bilder aus dem Weltkrieg und wird bei vornehmer Ausstattung und einem Umfange von 8 Bogen nur 1 Mark kosten.

Unsere Leser finden eine Probe aus dem neuen Buche auf Seite 182 des vorliegenden Heftes, „Hermann“ betitelt.

Das Kennenlernen dieses einen Beitrages wird gewiß viele Leser reizen, sich das Büchlein käuflich zu erwerben.



Bücherschau.

Helmolts Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von 42 Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Armin Tille. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit etwa 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln in Farbendruck, Messung und Holzschnitt sowie 60 Karten. 10 Bän-

de in Halbleder gebunden zu je 12 Mark 50 Pf. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Selten kann die Neuauflage eines Werkes mit so erhöhtem Interesse begrüßt werden wie die sechsten zu erscheinen beginnende 2. Auflage von „Helmoltz Weltgeschichte“; denn die verbessernde und verschönernde Hand ist hier in beispielloser Weise tätig gewesen, ein Werk zu erneuern und zu ergänzen. Schon äußerlich übertrifft die 2. Auflage die erste weit: Durch Einführung des Petitfates ist eine rasche Orientierung ermöglicht; das der ersten Auflage beigegebene Karten- und Tafelmaterial ist durchgängig sorgfältig revidiert und um das Vierfache erweitert worden. Endlich ist der Schmuck des Werkes und zugleich sein Gehalt wesentlich erhöht worden durch Einführung des Tertbildes: den vorliegenden ersten Band zieren neben 12 Karten und 43 Tafeln 170 durchgängig sehr sorgfältig ausgewählte, den Text wertvoll ergänzende Abbildungen. Dieser starken Umaestaltung und Neubearbeitung des Inhalts. Im Gegensatz zur ersten Auflage, die mit der Geschichte Amerikas begann, und in Uebereinstimmung mit den üblichen Anschauungen stellt die neue Auflage die Geschichte Ostasiens voran. Mar v. Brandt hat seine Geschichte Chinas, Japans und Koreas bis zu den anschließenden Ereignissen: Gründung der Republik in China, Tod des Mikado Mutschito in Japan und Umsturz Koreas durch Japan fortgeführt und selbstverständlich den Text der ersten Auflage einer durchgehenden Revision unterzogen. Schurz' Darstellung der Geschichte Hochasiens und Sibiriens hat zwei ausgezeichnete Bearbeiter gefunden, die inzwischen Schurz in den Tod gefolgt sind: Viktor Sanfisch und Erwin v. Baels. Die Geschichte Indiens von dem ebenfalls verstorbenen Emil Schmidt hat sein Bruder Richard Schmidt in Münster neubearbeitet. „Indonesien“, von Schurz, hat Viktor Sanfisch und Carl Meules Abhandlung über „Die geschichtliche Entwicklung des Indischen Ozeans“ hat Karl Wegerdt einer erneuten Durchsicht unterzogen. Das ganze Werk wurde in der ersten Auflage von einer Reihe arundsonender und die anthropologische Anordnung des Werkes rechtfertigender Abhandlung von Helmolts. Kappel und Kohler eingelottet: der Erfolg des Werkes übertrifft den Erwartungen der neuen Auflage, Dr. Armin Tille, der Mühe einer Rechtfertigung, und er kann sich bemühen, in einem knappen, vorzüglich informierenden einleitenden einleitenden Artikel „Geschichte der Weltgeschichte“ der Helmoltschen Weltgeschichte ihren Platz in der Geschichte der Geschichtsschreibung anzuweisen. Johannes Ranke hat seine ausgezeichnete „Vorgeschichte der Menschheit“ aus dem ersten Bande der ersten Auflage einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen und eröffnet damit auch

in der neuen Auflage die Reihe vorzüglicher Einzeldarstellungen, die zusammen eine wirkliche Menschheits- und Weltgeschichte bilden und nicht nur auf diesen Namen Anspruch erheben, ohne auch der ganzen „Welt“ Geschichte darzustellen.

Sammlung illustrierter Literaturgeschichten.

Die Aufgabe, den geistigen Entwicklungsgang eines Volkes, wie er sich in dessen nationaler Literatur ausprägt und durch die jeweiligen kulturhistorischen und politischen Zustände beeinflusst ist, von seinen Anfängen an im geschichtlichen Zusammenhang gemeinverständlich darzustellen, ist schon vielfach, aber mit verschiedenem Erfolg zu lösen versucht worden. Meisterhaft ist dies gelungen in der Sammlung illustrierter Literaturgeschichten, die im Verlag des Bibliothischen Instituts zu Leipzig und Wien erschienen ist. Sie umfaßt folgende Abteilungen: „Geschichte der Deutschen Literatur“. Dritte Auflage, von Prof. Dr. Fr. Vogt und Prof. Dr. M. Koch, 2 Bände (in Halbleder je 10 Mark). — „Geschichte der Englischen Literatur“. Zweite Auflage, von Prof. Dr. R. Müller, 2 Bände (in Halbleder je 10 Mark). — „Geschichte der Französischen Literatur“. Von Prof. Dr. S. Suchier und Prof. Dr. A. Birch-Girschfeld, 1 Band (in Halbleder 16 Mk.). — „Geschichte der Italienischen Literatur“. Von Prof. Dr. B. Wiese und Prof. Dr. E. Perropeo, 1 Band (in Halbleder 16 Mark). — „Weltgeschichte der Literatur“. Von Otto Hauser, 2 Bände (in Leinen gebunden je 10 Mark). Diese hervorragenden Werke bieten gesicherte Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und eingehender Quellenstudien, schalten dabei aber alles gelehrte Beiwerk aus. Sie erschließen das volle Verständnis der reichen Literaturschätze durch eingehende ästhetische Betrachtungen, führen dem Leser auch Inhalt und Aufbau der Dichtungen, namentlich aus den älteren Perioden vor und lassen die Schriftsteller gelegentlich in Zitaten selbst zu Worte kommen. Zusammenge-

schlossen werden die Einzeldarstellungen der wichtigeren Nationalliteraturen durch das Hauser'sche Werk, das auch die kleinsten Literaturen umfaßt und an die 10 000 Namen enthält. In jedem der Werke ist die Darstellung populär, flott und anregend. Was aber den Bänden dieser Sammlung besonderen Wert verleiht und sie vor ähnlichen Unternehmungen auszeichnet, ist die Art der außerordentlich reichen Illustrierung, die in zielbewusster Durchführung mit dem Text organisch verarbeitet ist. Fügen wir noch hinzu, daß die sorgfältig gewählten Abbildungen stets den Originalen nachgebildet sind und wie die mit allen Mitteln moderner Technik hergestellten farbigen Beigaben geradezu als musterträchtig angesehen werden müssen, so dürfte zur Genüge klar sein, daß die Anschaffung gerade dieser Literaturgeschichten jedermann mit bestem Gewissen empfohlen werden kann. Der Preis des Bandes ist mit Rücksicht auf das Gebotene nur mäßig zu nennen.

Inhalt.

Kriegsgebet. Von Ludwig Hamann	145
Neuvorpommer'sche Jubiläums = Gedanken. Von G. A. Bentlage, Greifswald	146
Der Nordische Krieg in den deutschen Ostseegebieten (1711 bis 1720) in Quellen dargestellt. Von Ludwig Veyer, Königl. Seminarlehrer. (Schluß)	150
Volkshumor und Volksweisheit. Von Prof. Dr. A. Brunk Sal, nicht fahl. Von Prof. Dr. A. Brunk	156 161
Eine geologisch = morphologische Wandkarte der Provinz Pommern. Von Dr. Hans Praesent-Greifswald	162
Balladen. Von Hans Benzmann	164
Die Lieblose. Von Otto Droß. (Fortf.)	166
Mein Deutschland. Von H. Glaeser, Stettin	171
Onkel Matze. Von Klara von Sydow	172
Hermann. Von Otto A. Peters, Berlin	182
Der Alte vom Berge. Von Curt Bloedorn	185
Die Eule. Von C. Bloedorn	187
Vereinsberichte	189
Aus der Zeit	190
Pommersche Bücherschau	191
Bücherschau	191

